

ROMY FÖLCK

BLUT HAUS



XXL-
LESEPROBE
+
ZUSATZ-
MATERIAL

KRIMINALROMAN

BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Ostseeküste, Herbst 1997

1

2

3

4

5

6

Interview

Über dieses Buch

Es gibt Verbrechen, die man nie vergisst. Eines davon geschah in diesem Haus.

XXL-Leseprobe zu Romy Fölcks »Bluthaus«:

Ein einsam gelegenes Reetdachhaus an der Ostsee. Die Inselbewohner nennen es das Bluthaus, seit dort vor vielen Jahren eine Familie grausam ermordet wurde. Der Täter wurde nie gefunden.

Zwanzig Jahre später verschwindet eine alte Freundin von Frida Paulsen spurlos. Die junge Polizistin ist zutiefst beunruhigt. In der Wohnung der Vermissten findet sie ein Foto – es zeigt ein einsam gelegenes Reetdachhaus am Meer. Gemeinsam mit ihrem Kollegen Bjarne Haverkorn begibt sich Frida auf die Spur dieses rätselhaften Hauses, dessen unheilvolle Vergangenheit für sie alle zur tödlichen Bedrohung wird ...

Frida Paulsen und Bjarne Haverkorn ermitteln in ihrem zweiten Fall – der neue Roman der SPIEGEL-Bestsellerautorin

Diese Leseprobe enthält außerdem noch ein Interview mit Romy Fölck über ihren neuen Roman »Bluthaus«.

Über die Autorin

Romy Fölck wurde 1974 in Meißen geboren. Sie studierte Jura, ging in die Wirtschaft und arbeitete zehn Jahre für ein großes Unternehmen in Leipzig. Heute lebt sie als freie Schriftstellerin in der Elbmarsch bei Hamburg. *TOTENWEG*, der erste Band ihrer Krimiserie um das Ermittlerduo Frida Paulsen und Bjarne Haverkorn, wurde zu einem sensationellen Erfolg und stand wochenlang auf der SPIEGEL-Bestsellerliste. Mit *BLUTHAUS* legt die Autorin den zweiten Band der Serie vor.

Bluthaus | Romy Fölck | Titel

ROMY FÖLCK

BLUT HAUS

KRIMINALROMAN

XXL-Leseprobe

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

XXL-Leseprobe des in der Bastei Lübbe AG erscheinenden
Werkes »Bluthaus« von Romy Fölck

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Ulrike Brandt-Schwarze, Bonn

Covergestaltung: Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

unter Verwendung von Motiven von © www.buerosued.de

und © Plainpicture: Stephen Sheperd

eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-6925-0

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

*Für meine Schwester
Katrin Fölck*

Ostseeküste, Herbst 1997

Der Verrat fühlt sich so eisig an wie das Wasser, das um ihre Beine spült. Wellen schlagen hart am Ostseestrand auf. Sie hat Mühe, in der aufschäumenden Brandung das Gleichgewicht zu halten, aber sie bleibt stehen. Der Wind ist kalt und peitscht ihr die nassen Haare ins Gesicht. Sie wischt sich Meerwasser und Tränen von den Wangen, dreht sich um und läuft los. Auf dem sandigen Untergrund rutscht sie weg, fängt sich wieder und läuft weiter. Sie sieht kaum etwas, stolpert über Geröll und angewehrte Zweige. In der Dunkelheit wird sie den Weg zum Haus nicht finden. Sie nimmt den Rucksack von ihren Schultern. Der Wind reißt ihn ihr beinahe aus der Hand. Sie findet die Taschenlampe, schaltet sie ein und läuft weiter. Das schwache Licht leuchtet ein paar Meter den menschenleeren Strand aus. Bald erkennt sie die Stelle, die sie sucht, klettert einen Trampelpfad an der Düne hinauf und erreicht eine Treppe, die zu einem Reetdachhaus führt. Flackerndes Licht erhellt die Fenster in der unteren Etage.

Wahrscheinlich haben ihre Eltern die halbe Nacht auf sie gewartet, obwohl sie sich beim Abendessen so heftig mit ihnen gestritten hat wie noch nie. Harte Worte hat sie ihnen an den Kopf geworfen. *Ich hasse euch! Ihr macht mein Leben kaputt! Ich will euch nie wieder sehen!* Mama hat geweint. Papa hat sie mit traurigen Augen angeschaut und auf ihr Zimmer geschickt. Einen Moment hat sie gedacht, er habe sie verstanden. Dennoch hat sie ihren Rucksack gepackt und ist aus dem Fenster gestiegen. Sie wollte nie mehr zurückkommen.

Welche Sorgen und Vorwürfe ihre Eltern sich gemacht hätten, wenn sie heute Nacht mit Kelly abgehauen wäre, will sie sich nicht vorstellen.

Alles ist anders gekommen. Sie ist wieder hier.

Geräuschvoll öffnet sie die Tür und wirft den nassen Rucksack vor sich auf den Boden. Sollen sie doch kommen! Sollen sie sie anschreien und bestrafen. Es ist ihr egal. Nichts kann sie mehr verletzen, keine Ohrfeige, kein Walkman-Entzug, kein Hausarrest. Die schlimmste Strafe ist, dass Kelly nicht am Treffpunkt erschienen ist. Dass sie gekniffen hat, obwohl sie es war, die vorgeschlagen hat abzuhauen. Weg von ihren streitenden Eltern und von deren Vorhaltungen, weg von ihrem nervigen kleinen Bruder, weg von diesem schrecklich dunklen Haus, das sie von der Stunde an gehasst hat, als sie hier angekommen sind.

Nichts rührt sich in den Räumen. Niemand kommt zur Tür und schreit sie an. Sie will hinaufgehen in ihr Zimmer, will nur schlafen und vergessen. Aber sie bleibt stehen. Etwas stimmt nicht. Warum ist es so still?

Sie geht zum Wohnzimmer, in dem der Fernseher tonlos flimmert. Nur das Quietschen ihrer nassen Turnschuhe ist zu hören. Ihre Jeans hinterlassen Wasserlachen auf dem alten Eichenparkett.

Papa sitzt im Sessel. Er muss eingnickt sein, während er auf sie gewartet hat, sein Kopf liegt auf der Lehne. Mama ist nicht zu sehen. Wahrscheinlich ist sie schon schlafen gegangen.

»Paps?« Sie geht einen Schritt auf ihn zu. Warum wacht er nicht auf? »Paps?«

Er rührt sich nicht.

Sie zittert plötzlich, aber nicht vor Kälte. Ihr Herz schlägt laut. Schritt für Schritt tastet sie sich vor.

Sie steht vor ihm, sieht das Loch in der Stirn ihres Vaters, seinen starren Blick, all das Blut auf Gesicht und Sessel.

Sie will schreien, aber kein Ton kommt über ihre Lippen. Ihr Blick fliegt zur Couch. Darauf liegt Mama wie hingestürzt auf dem Bauch. Die blonden Haare und ihr T-Shirt sind dunkel verklebt. Aber das Schlimmste ist die kleine Hand, die unter ihrem Körper hervorragt.

Sie greift danach, will sie hervorziehen, dem Tod entreißen. Aber die Hand ihres Bruders ist leblos und kalt.

1

Frida kuppelte aus und gab Gas. Die Räder des Treckers drehten im Schlamm durch, der Deutz bewegte sich nicht. Sie sah ihren Vater ein Zeichen mit der Hand geben. Sein Daumen zeigte nach unten. Sie stellte den Motor ab und kletterte aus dem Fahrerhaus. »Mist!«

»Das hat keinen Sinn. Du fährst ihn nur weiter fest«, sagte er und wischte sich ein paar Schlammspritzer aus dem Gesicht.

»Was machen wir jetzt?«

Fridtjof, ihr Vater, schwieg und sah nachdenklich auf den Trecker, der mit den Rädern im Morast eingesunken war. Einer der polnischen Arbeiter, die auf seinem Obsthof arbeiteten, war am Morgen in dieses Schlammloch gefahren. Er hatte sich die Drainage ansehen sollen, da der Apfelhof durch den anhaltenden Regen der letzten Wochen an einigen Stellen unter Wasser stand, und war zu weit in den verschlammten Bereich hineingefahren, wo der Trecker schnell versackt war.

»Ich hole eine Fuhre Mutterboden. Wir müssen ihn auf festen Untergrund bekommen, sonst sinkt er noch mehr ein.«

Sie nickte. »Okay, ich warte hier.«

Fridtjof Paulsen ging zu seinem Pick-up, stieg ein und fuhr weg. Frida sah auf ihre Uhr. Die Bergung des Treckers würde mehr Zeit brauchen, als sie eingerechnet hatte. Vor Mittag würden sie hier nicht fertig werden. Dabei hatte sie nach Hamburg fahren wollen, um die letzten persönliche Dinge aus

ihrer Wohnung zu holen, die sie ab nächster Woche untervermietet hatte.

Frida hatte entschieden, einige Monate in der Marsch auf dem Hof ihrer Eltern zu bleiben und in ihr altes Kinderzimmer zu ziehen. Sie hatte sich einige Zeit vom Polizeidienst beurlauben lassen. In den ersten Wochen, nachdem sie von einem Gewaltverbrecher verschleppt und beinahe mit ihrer eigenen Dienstwaffe erschossen worden war, hatte sie die posttraumatische Belastungsstörung nicht wahrhaben wollen. Aber schon bald hatte sie die Symptome nicht mehr ignorieren können: Nervosität, Konzentrationsschwierigkeiten, Schlaflosigkeit und Albträume. Sie fühlte sich in großen Menschenansammlungen nicht wohl, konnte nicht mehr mit dem Rücken zu einer Tür sitzen, reagierte bei Knallgeräuschen schreckhaft, ja fast panisch. Trotzdem stellte sie sich immer wieder die Frage, wie es in Zukunft mit ihr weitergehen würde. Wollte sie irgendwann in den Polizeidienst zurückkehren? Die Abschlussprüfung der Polizeiakademie hatte sie mit guten Noten bestanden. Das hieß, sie könnte endlich die kriminalistische Laufbahn einschlagen, die sie lange Zeit angestrebt hatte, und irgendwann zur Mordkommission gehen, was immer ihr Traum gewesen war.

Frida spürte einen Tropfen im Gesicht. Sie zog sich die Kapuze der Regenjacke über den Kopf, ging zu ihrem Jeep und öffnete die Tür. Vom Beifahrersitz nahm sie eine verschrammte Thermoskanne, goss sich Tee in einen Metallbecher und lehnte sich an die Motorhaube. Es regnete stärker, und ein leichter Dunst stieg zwischen den Apfelbäumen hoch. Die Luft war feucht. Es roch nach Erde und Moder.

Das Frühjahr war vollkommen verregnet gewesen. Ihr Vater sprach es nicht aus, aber das Wetter bereitete ihm Sorgen. Tag

für Tag hoffte er darauf, dass es endlich trocken blieb und das Ausschwärmen der Hummeln zur Baumbüte nicht durch weitere Regenfälle gefährdet wurde. Wenn das passierte und dieses Jahr ein Großteil der Apfelernte ausfiel, würde sein Obsthof, der sich in den letzten Monaten von der drohenden Insolvenz erholt hatte, das nicht überleben.

Frida trank einen Schluck Tee. Hier draußen im Apfelhof fühlte sie sich frei. Und diese Freiheit war es, die sie in ihrer derzeitigen Situation am meisten brauchte. Sie trank aus, setzte sich hinter das Steuer und zog die Tür zu, um den Wolkenbruch abzuwarten, der immer heftiger wurde. Sie stützte sich mit den Unterarmen auf dem Lenkrad auf, während der Regen seinen monotonen Beat auf das Jeepdach trommelte.

Mordkommission. Sie fragte sich, ob sie das überhaupt noch wollte. Ihre Leidenschaft für den Beruf war in Gleichgültigkeit umgeschlagen. In jenem Moment, als sie in die Mündung ihrer Waffe und dem Tod ins Auge geblickt hatte, hatte sich alles verändert. Ihr altes Leben gab es nicht mehr.

Die Frau stand plötzlich vor ihr im Regen, starrte sie einen Moment durch die Windschutzscheibe an. Sie trug eine enge Motorradjacke und eine Hose aus Leder, die ihre schlanke Figur betonte. Die Füße steckten in schweren Bikerstiefeln. Sie ging zur Seite, öffnete die Tür zum Jeep und schwang sich neben Frida auf den Beifahrersitz. Erst hier nahm sie ihren Motorradhelm ab, auf dem der Regen abperlte.

»Jo?«, fragte Frida ungläubig. Sie wusste nicht, was sie zu diesem Überraschungsbesuch sagen sollte.

Johanna Arndt war auf dem Internat in Süddeutschland ihre Mitbewohnerin gewesen. Sie hatten sich mit dreizehn kennengelernt und jahrelang in einem winzigen Zimmer zusammenrücken müssen.

»Wie hast du mich gefunden?«, fragte Frida.

»Deine Mutter hat mir gesagt, wo du bist.« Jo schüttelte ihre dunklen Haare auf und legte den Helm in den Fußraum. »Hier draußen hast du dich also verkrochen.«

»Verkrochen?« Frida trank den Tee aus und stellte den Becher auf die Ablage hinter dem Lenkrad.

Jo überhörte den Sarkasmus in ihrer Stimme. Denn sie war es gewesen, die sich nach ihrer letzten Begegnung im Herbst nicht mehr gemeldet hatte. »Mistwetter!« Sie zog den Reißverschluss ihrer Jacke auf.

»Trotzdem bist du mit der Harley unterwegs?«

Jo zuckte die Schultern. »Gute Regenkleidung. Da kommt nichts durch.«

»Und heute hast du dir gedacht, du machst einen kleinen Ausflug in die Marsch und besuchst mich mal?«

Jo sah sie an. Ein sanfter Zug um ihren Mund, ihre Lippe zuckte, aber sie lächelte nicht. »So ähnlich.«

Frida fühlte sich schon wieder unsicher unter ihrem Blick. Die toughe und schöne Jo, die alles im Griff hatte. Die sich ihren Erfolg in der Detektei, deren Inhaberin sie war, hart erarbeitet hatte. Und sie, Frida, die Polizistin, die mit psychischen Problemen hier auf dem Land in Wartestellung gegangen war, die sich vor der Entscheidung, wie es weitergehen sollte in ihrem Leben, drückte.

»Geht es dir gut?«, fragte Jo, und Frida hörte ehrliche Sorge darin. »Ich hab's in der Presse verfolgt, was dir passiert ist. Sorry, dass ich mich nicht früher gemeldet habe.«

Frida musste diese Entschuldigung erst einmal verdauen. Sie hätte damals im Herbst gern mit Jo gesprochen, aber sie hatte nie auf ihre Anrufe reagiert. Die Freude, die Freundin wiederzusehen, war stärker als Fridas Enttäuschung.

»Ja, hier draußen geht es mir gut. Hamburg war mir zu eng. Ich habe keine Luft mehr bekommen.«

»Kann ich verstehen. Gemütlich hier ...« Jo wies nach draußen. »Im Schlamm.«

Sie blickten einen Moment schweigend hinaus auf die Apfelbaumreihen. Der Regen trommelte seine beruhigende Melodie aufs Dach.

Frida sah Jo an. Ihre Haare waren länger als bei ihrem letzten Treffen. Diese Frisur machte sie weicher, auch wenn Jo immer ein Hauch von etwas Dunklem umwehte. Es war das Geheimnisvolle, das sie ausstrahlte, was die Menschen in ihrer Umgebung anzog, obwohl sie die Gefahr spürten. Wer sich mit Jo einließ, musste auf der Hut sein. Aber Frida mochte diese aufgeladene Stimmung zwischen ihnen beiden. Die kleinen Rängeleien, ihr unterschwelliges Kräftemessen, das nie nachgelassen hatte, auch wenn sie heute befreundet waren.

Frida fragte sich plötzlich, warum sie sich nach dem Internat fast ganz aus den Augen verloren hatten. »Warum bist du hier?«

Ein langer Blick, der mit einer Gegenfrage endete. »Hast du einen Kaffee für mich?«

»Nein, nur Tee.« Frida füllte ihren zerbeulten Becher und reichte ihn ihr.

Jo trank nachdenklich. »Du hast mir gefehlt«, sagte sie schließlich.

Frida stieß langsam die Luft aus. Ein warmes Gefühl brach sich in ihr Bahn und ließ den Ärger, der sich wochenlang bei dem Gedanken an Jo aufgestaut hatte, zerplatzen wie eine Seifenblase. »Dafür kommst du hier raus? Das hättest du mir auch am Telefon sagen können.«

»Wollte ich aber nicht.« Sie hielt den alten Metallbecher mit beiden Händen, trank noch einen Schluck Tee. »Ich wollte dich

sehen. Wollte wissen, wie es dir wirklich geht. Ein Telefon kann Lügen nicht filtern.«

Ja, sie hatte recht. Natürlich hätte Frida behauptet, alles sei in Ordnung, wenn Jo angerufen hätte. Sie wusste, dass Jo ihr ansah, dass nichts in Ordnung war. Dass diese Nacht in der Marsch, in der der Tod nur einen Flügelschlag entfernt gewesen war, alles verändert hatte.

»Du bist ein hartes Mädchen, aber nicht hart genug, um mich anzulügen. Ich merke doch, dass es dir nicht gut geht«, sagte Jo.

Frida schluckte. Jo schaffte es immer, tief zu ihren Zweifeln durchzudringen und sie an die Oberfläche zu befördern. »Ich weiß nicht, ob ich das noch kann«, sagte sie schließlich. »Polizistin sein, meine ich. Irgendwas ist in mir zerbrochen. Ich spüre nichts mehr von der Leidenschaft, die ich mal für den Job hatte.«

Jo stellte die Tasse ab und kreuzte die Arme. »Dem Tod so nahe zu kommen, verändert Menschen.«

Frida sah sie an. »Du meinst, ich habe Angst, in meinen Beruf zurückzugehen?«

»Natürlich hast du Angst. Aber das ist völlig normal! Frida, du bist eine Kämpferin. Du hast es drei Jahre mit mir in einem Zimmer ausgehalten. Und ich habe dich hart rangenommen, ich weiß.«

»Du warst ein richtiges Miststück. Ich hab dich gehasst.«

Jo lachte, ein dunkles Glucksen, das Frida viel zu selten bei ihr hörte. »Du aber auch. Du hast Juckpulver in meine Schlafanzug hose gekippt. Ich habe mich tagelang zwischen den Beinen gekratzt.«

»So was hätte ich nie getan!« Frida fiel in ihr Lachen ein. Die Tüte Juckpulver. Die hatte sie schon wieder vergessen

gehabt. »Dafür hast du ein gebrauchtes Kondom in meinem Bett versteckt. Ich habe mich draufgelegt, habe eine Ekelblase an der Lippe bekommen.«

»Sah echt aus, oder?« Jo gluckste vor Schadenfreude. »Dabei war das nur gequirktes Eiweiß aus der Küche. Aber du warst noch grün hinter den Ohren und hast es nicht gecheckt.«

»Ich habe mich so davor geekelt, in meinem Bett zu schlafen. Und die Bettwäsche durfte ich erst eine Woche später wechseln.«

Sie lachten, bis ihnen die Tränen kamen, und dieses Lachen radierte alles aus, was zwischen ihnen im letzten halben Jahr in Schiefelage geraten war.

Frida wischte sich die Augen. Es war eine harte, aber auch wichtige Zeit in ihrem Leben gewesen. Sie hatten beide tiefe Verluste verarbeiten müssen, als man sie in diesem kleinen Kabuff zusammengesteckt hatte.

»Woran denkst du?«, fragte Jo.

»An damals.«

»Wir waren keine Kinder mehr und trotzdem nicht erwachsen. Und wir waren allein mit unserem Schmerz zwischen all den Menschen. Vielleicht sind wir deshalb heute bindungsunfähig.«

»Sind wir das?«

Ihre Blicke trafen sich.

Jo zuckte die Schultern. »Hast du etwa jemanden?«

Frida schwieg. Sie hatte recht. Sie waren beide nicht für die Liebe geschaffen, tiefe Gefühle machten ihnen Angst. Aus diesem Grund hielten sie jeden auf Abstand, der ihnen zu nahe kam. Vielleicht war Jo deshalb im Herbst abgetaucht. Weil selbst ihre Freundschaft zu eng geworden war und sie überfordert hatte.

Der Regen hatte aufgehört. Das Schweigen zwischen ihnen war wohligh wie eine warme Decke. Und jetzt?, dachte Frida. Wie würde es weitergehen? Würde Jo wieder wegfahren und sich erneut monatelang nicht melden?

»Du brauchst dir keine Sorgen um mich zu machen. Ich komme klar.«

»Ich weiß. Du bist zäh.«

»Hm.« Da war sich Frida nicht so sicher.

Jo wirkte angespannt. Ihr Kommen hatte einen ganz anderen Grund. Sie wollte etwas von ihr. Frida kannte sie lange genug, um zu wissen, was für einen Kraftakt es für sie bedeutete, jemanden um etwas zu bitten. Sie schwieg und wartete.

»Du hast also momentan keinen Kontakt zu deiner Dienststelle und zu deinen Kollegen?«

Frida war überrascht, dass sie ausgerechnet auf ihren alten Job zu sprechen kam. »Nein, ich bin seit Monaten raus.«

Jo schien unzufrieden. Warum war ihr das so wichtig?

»Brauchst du Hilfe?«, fragte Frida. »Steckst du in Schwierigkeiten?«

»Nein, lass mal. Unwichtig.«

»Ich kann Jan Hansen anrufen. Er ist ein Hamburger Kollege, ich vertraue ihm. Das kannst du auch!«

Jo schwieg einen Moment, schien das Angebot abzuwägen. »Nein, ist okay. Komm du erst mal wieder auf die Beine. Und melde dich, wenn du reden willst.«

»Okay.«

Jo zog den Reißverschluss ihrer Lederjacke zu und nahm ihren Helm. »Pass auf dich auf, Frida.« Sie sah sie lange an, aber für eine Umarmung war sie zu stolz. Sie stieg aus und setzte den Helm auf.

Frida beobachtete sie im Rückspiegel. Die Harley-Davidson stand in der Einfahrt am Tor. Jo stieg auf und fuhr los. Das Bollern der schweren Maschine war noch einige Sekunden zu hören. Dann war es wieder still im Apfelhof. Nur die Leere blieb, die Jo immer in ihr hinterließ, wenn sie fort war.

Am Mittag hatten Frida und ihr Vater den Trecker endlich auf festen Untergrund gebracht. Durch den feinen Regen klebten Fridas Haare an ihrem Kopf. Sie wollte raus aus ihren durchgeschwitzten Klamotten, wollte sich den Schlamm von den Stiefeln spülen.

»Fahr schon vor!«, sagte ihr Vater. »Ich komme bald nach. Mutter soll das Essen warm halten.«

Sie stieg in ihren Jeep und verließ die Apfelanlage. Nach ein paar Minuten erreichte sie Deichgraben, das Dorf, in dem sie aufgewachsen war. Wenige hundert Meter hinter dem Ortsschild bog sie in den Obsthof ihrer Familie ein. Der Regen hatte die Schlaglöcher auf dem Hof mit Wasser gefüllt. Sie parkte den Wagen vor dem großen Reetdachhaus.

Nichts wünschte sie sich so sehr, als zu Geld zu kommen und in dieses alte Gebäude investieren zu können, das seit Generationen ihrer Familie gehörte. Im Herbst war das Reetdach notdürftig repariert worden, aber in absehbarer Zeit musste es komplett saniert werden, wenn es die nächsten Stürme überstehen sollte. Bröckelnde Fugen und Salpeterausblühungen im Backstein zeigten, dass auch das Mauerwerk angegriffen war. Das Haus verfiel, und Frida konnte nichts dagegen tun. Der Innenhof musste neu gepflastert werden, und auch die anderen Hallen und Gebäude hielt nur noch Fridtjofs Flickschusterei zusammen.

Dieser Obsthof war ihr Erbe. Und sie wollte es erhalten. Aber wie? Wenn sie wieder den Polizeidienst anträte, würde sie

sicherlich ein Darlehen bekommen. Das wäre ein Anfang. Aber was, wenn sie sich dagegen entschied?

Sie dachte an Jos Worte, dass ihre Angst vor der Rückkehr in den Dienst ganz normal war, aber dass sie zäh genug wäre, es zu schaffen. Jammern war etwas für Schwächlinge. Das war ihre unterschwellige Botschaft gewesen.

Frida stieg aus dem Wagen und lief zum Haus, sprang über ein paar Pflützen. Der ungarische Hütehund Arthur stand schwanzwedelnd an der Tür. Sie kraulte ihn hinter den Ohren und zog Regenjacke sowie Gummistiefel in der Diele aus.

»Schlepp mir den Dreck nicht in die Küche!«, hörte sie Marta, ihre Mutter, schimpfen. »Dein Vater war schon hier, um einen Schlüssel zu holen. Die Diele sah danach aus, als wäre das ganze Dorf hier durchgetrampelt.«

»Ich habe die Stiefel ausgezogen. Papa braucht noch ein paar Minuten, warten wir mit dem Essen?«

»Wat mut, dat mut«, brummte ihre Mutter.

Frida ging zur Küche und blieb in der Tür stehen. Sie mochte diesen gemütlichen Raum. Backsteinwände, dunkle Holzbalken unter der Decke, weiße Fensterrahmen mit Holzkreuzen, ein Gasherd, über dem gusseiserne Töpfe hingen. Und an der Wand der Tisch mit der rustikalen Sitzbank, auf der sie schon als Kind gesessen hatte. Was aus der Zeit fiel, waren zwei IKEA-Stühle, die Frida aus ihrer Hamburger Wohnung mitgebracht hatte. Die wackeligen Küchenstühle hatte sie auf den Speicher geräumt, wo niemand sie vermisste.

In diesem Raum saß ihre Familie seit Generationen zum Essen, Feiern, Streiten, Aussöhnen. Hier wurde die Arbeit besprochen und der Schnaps ausgeteilt. »An diesem Tisch spuckt niemand ins Glas«, pflegte ihr Vater oft zu sagen, was hieß, dass nur Freunde hier mit ihnen tranken. Die Narben im

Holz des Tisches waren wie sichtbare Marken ihrer Kindheit. Die Küche war ein Raum voller Erinnerungen, guten wie schlechten, der jedem offen stand, der mit den Paulsens zusammensitzen wollte.

»Es riecht gut, Mama! Was gibt es?« Sie stellte sich an den Herd und hob einen Topfdeckel an. Kartoffelstampf. Frida schob einen Löffel hinein und kostete. Der mit Karotten, Milch und Butter gestampfte Kartoffelbrei schmeckte wie in ihrer Kindheit. So kochte ihn nur ihre Mutter.

»Frische Stinte gibt's dazu«, sagte Marta und schob ihre Tochter vom Herd weg, die den Pfannendeckel über den kleinen gebratenen Elbfischen angehoben hatte. »Du kannst im Keller was zu trinken holen. Wir essen jetzt. Wenn Fridtjof zu spät kommt, hat er Pech. Dann sind die Stinte kalt.«

Frida lief in den Keller und kam mit Apfelsaft und Wasser zurück in die Küche. Sie warf Arthur einen Kauknochen zu.

»Du sollst den Hund nicht so verwöhnen. Er läuft nicht mehr so viel in seinem Alter. Wenn er fett wird, bist du schuld.«

Frida seufzte, sagte jedoch nichts. Arthur verzog sich unter den Tisch und fing an, an dem Knochen zu nagen.

Auf dem Hof war Traktorenlärm zu hören. Fridtjof stellte den Deutz vor die Ruine der Technikhalle, die nach einem Brand im Herbst nicht wieder aufgebaut worden war. Kurz darauf stand er mit seinen schmutzigen Stiefeln in der Küche. »So, ich bin da.«

Marta wurde blass vor Wut. »Nicht schon wieder ...!«

Fridtjof sah ihren Blick und lief hinaus, hinterließ noch mehr Schlammreste auf dem Boden.

Frida lächelte. Dass ihr Vater auch in jeden Fettnapf trat, der für ihn bereitstand. Manche Dinge änderten sich nie.

2

Bjarne Haverkorn stöhnte, als das Klingeln seines Diensttelefons ihn aus dem Schlaf riss. Schlaftrunken setzte er sich auf und schaltete die Nachttischlampe an. Er war früh ins Bett gegangen, weil er sich schon seit Wochen müde und abgeschlagen fühlte. Dies war der zweite nächtliche Einsatz, obwohl er erst vor wenigen Tagen zur Mordkommission zurückgekehrt war. Er griff nach dem Handy. »Klaus, was haben wir?«, fragte er verschlafen.

»Eine Leichensache in einem unbewohnten Gehöft nahe Seester. Die Mannschaft ist schon unterwegs.« Sein Kollege Klaus Behrens nannte ihm die Adresse.

»Gut, bis gleich.« Haverkorn sah auf die Uhr. Es war kurz nach Mitternacht. Ihm war klar, dass er in dieser Nacht keinen Schlaf mehr bekommen würde.

Er zog sich an, trank durstig ein paar Schlucke aus einer Wasserflasche, nahm seine Regenjacke vom Haken und verließ die Wohnung. Gut, dass Ursula noch immer in der Klinik war. Seine Frau hatte diese nächtlichen Einsätze in all den Jahren nie verkraftet. Anfangs hatte sie ihm offene, schließlich stumme Vorwürfe gemacht, wenn er in der Nacht aus dem Bett geholt worden war. Das Alleinleben hatte auch seine Vorteile.

Es regnete in Strömen, als er hinaus in die Marsch fuhr. Die Scheinwerfer seines Wagens leuchteten die Wasserfäden aus, die ihn blendeten, und er musste die Augen zusammenkneifen, weil die Müdigkeit ihn immer wieder zu übermannen drohte. Er

fluchte leise. Zu Hause hätte er sich wenigstens noch die Zeit nehmen sollen, einen Kaffee zu kochen.

Welche menschliche Tragödie würde ihn auf diesem abgelegenen Gehöft erwarten? Sein Kollege hatte ihn am Telefon nur informiert, dass es eine Leichensache gab. Für Einzelheiten war keine Zeit gewesen. Weitere Details würde Haverkorn erst vor Ort erfahren.

Er bremste plötzlich und schlitterte ein Stück über die nasse Fahrbahn. Kurz vor dem Straßengraben kam der Wagen zum Stehen. Beinahe hatte er die Abzweigung nach Seester verpasst. Der Schreck machte ihn hellwach. Er setzte zurück und bog ab.

Haverkorn fand das Gehöft zwischen ein paar überschwemmten Feldern. Auf der anderen Straßenseite reihten sich in einer Anlage Apfelbäume wie eine stumme Armee aneinander. Der Hof schien seit vielen Jahren verlassen, war der Natur und dem Verfall preisgegeben worden. Haverkorn fragte sich, was geschehen war, dass sein Besitzer ihn aufgegeben hatte. War der Bauer verstorben? Hatten seine Kinder den Betrieb nicht weiterführen können oder wollen, weil sie längst einen anderen Lebensweg eingeschlagen hatten? Denn wer wollte schon hier rausziehen in diese Einöde, wollte abseits der Ortschaft wohnen und Landwirtschaft betreiben?

Er parkte hinter dem Transporter der KTU und stieg aus. Sein Kollege Klaus Behrens kam ihm in Gummistiefeln entgegen. Er sah übernächtigt aus. »Moin, Bjarne.«

»Moin, Klaus. Wie ist der Stand?«

»Eine tote Frau um die fünfzig. Laut einer Zeugin hat sie noch gelebt, als sie sie gefunden hat. Schwere Stichverletzungen in Brust- und Bauchbereich. Dadrinnen ...«, er wies auf das Haus, »... sieht es aus wie in einem Schlachthaus.«

Haverkorn war überrascht. »Sie ist lebend gefunden worden? Hier draußen?«

»Ja, von einer Motorradfahrerin. Die war am Abend hier unterwegs.«

»Hm«, brummte er. »Hinweise auf den Täter?«

Behrens schüttelte den Kopf. »Bisher nichts. Henning und Udo suchen nach der Tatwaffe. Aber der Hof ist groß, und bei diesem Sauwetter können sie heute Nacht nicht viel ausrichten.«

»Und die Zeugin? Könnte sie was mit der Tat zu tun haben?«

»Eher unwahrscheinlich. Sie hat den Notarzt gerufen und das Opfer versorgt, bis es verstarb. Sie steht unter Schock. Der Notarzt hat ihr was zur Beruhigung gegeben.«

»Gut, gehen wir rein.« Haverkorn folgte Klaus Behrens. Seine Kollegen begrüßten ihn kurz oder nickten ihm einfach zu. Haverkorn blieb an der offenen Haustür stehen und ließ das Bild im Inneren auf sich wirken.

Die Diele war ein langer Gang. Feuchte, teilweise abgerissene Tapete zeugte vom einsamen Verfall dieses Wohnhauses. Das grelle Licht eines mobilen Scheinwerfers leuchtete den Raum aus. Auf den braunen Relieffliesen, einem Relikt der Siebzigerjahre, lag rücklings die Tote. Ihr Kopf war zur Seite gekippt. Jemand hatte ihre Augen geschlossen. Die Kleidung war geöffnet, der Oberkörper umwickelt von zahlreichen durchgebluteten Verbänden und Stoffetzen. Unter der Leiche hatte sich eine dunkle Lache gebildet. Haverkorn schluckte trocken. Sein Magen meldete sich mit einem dumpfen Unwohlsein. Klaus hatte recht, hier sah es aus wie in einem Schlachthaus. Unzählige blutige Schuhabdrücke waren wie bizarre Tanzschritte um die Leiche auf den Boden gestempelt

und begannen bereits zu trocknen. Wahrscheinlich die Abdrücke der Frau, die sie gefunden hatte, und die der Rettungssanitäter, dachte Haverkorn.

An der Wand sah er die typischen Spritzmuster, die bei einer brutalen Messerattacke entstanden. Auf dem lackierten Türrahmen klebte der einzelne Abdruck einer Hand. Wie der letzte Hilferuf der Toten.

Übelkeit stieg seine Speiseröhre hoch. Er schluckte erneut, um sie zu unterdrücken. Der metallische Geruch von Blut ließ ihn würgen. Oder war es der kaum merkliche Geruch von Schimmel in diesem Raum? Ihm wurde schwindelig, und er hielt sich am Türrahmen fest.

Klaus Behrens stellte sich neben ihn. »Pass auf, dass du nicht ausrutschst, wenn du zu ihr willst. Die Sanitäter haben alles breitgetreten. Lauf über die Trittplatten. Ich habe noch ein paar Überzieher im Wagen.«

»Lass gut sein ...« Haverkorn drängte sich an ihm vorbei nach draußen und atmete tief durch.

Sein Kollege war ihm gefolgt und warf ihm einen fragenden Blick zu. »Alles okay mit dir?«

»Ja, danke. Ich hab alles gesehen.« An der frischen Luft verflüchtigte sich der Schwindel. Aber die Übelkeit blieb. »Wo ist die Zeugin?«, fragte er gepresst.

»Sitzt bei Anja im Transporter. Komm, ich bringe dich zu ihr.«

Haverkorn atmete tief durch, als er Klaus Behrens folgte. Was war nur mit ihm los? In den dreißig Jahren bei der Mordkommission hatte er eine Menge Tote gesehen: aufgedunsene Wasserleichen, unkenntliche Brandopfer, strangulierte Selbstmörder, ermordete Kinder. Routine war es nie gewesen, neben einer Leiche zu stehen, aber nach seinem

ersten Jahr im Morddezernat hatte er gelernt, diesem Anblick mit dem nötigen emotionalen Abstand zu begegnen. Nun kehrte er nach einem halben Jahr zur Mordkommission zurück, und sein Körper reagierte wie der eines blutigen Anfängers?

Natürlich hatte er, nachdem er im Dienst einen Mann erschossen hatte, viele schlaflose Nächte und Albträume gehabt. Aber er hatte schnell Kontakt mit dem Psychologischen Dienst aufgenommen, um das Erlebte zu verarbeiten. Die Gespräche mit der Psychologin hatten gut angeschlagen, und die Versetzung zum Betrugsdezernat hatte ihr Übriges beigetragen. Inzwischen hatte er verinnerlichen können, dass es die einzige Möglichkeit gewesen war, das Leben seiner Kollegin zu retten. Was also war los mit ihm? War er zu früh zurückgekommen? Haverkorn ging zu seinem Wagen, nahm eine Flasche Wasser heraus und trank sie halb leer.

Neben einem Polizeitransporter, der in der Auffahrt stand, wartete Behrens ungeduldig auf ihn. Er ging zu ihm hinüber. Den Kollegen von der Streife, die rauchend unter einem Vordach standen, nickte er zu. Das war heute kein normaler Einsatz gewesen. Er sah ihre angespannte Haltung. Den Anblick von da drin mussten sie sicherlich erst einmal verarbeiten.

»Ihr könnt gleich Schluss machen, meldet euch in der Wache, und schickt uns morgen den Bericht rüber«, sagte er im Vorbeigehen.

»Machen wir!« Der junge Beamte warf die Zigarette weg und trat sie im Schlamm aus.

»Heb die mal lieber wieder auf«, warnte ihn Haverkorn. »Sonst besucht dich morgen die KTU und fragt dich, warum du einen Tatort verunreinigst.«

Der junge Polizist sah ihn erschrocken an und klaubte die Zigarettenkippe vom Boden auf.

»Bjarne!« Eine seiner Kolleginnen stieg aus dem Bus. »Sie sagt nichts«, flüsterte sie und warf einen Blick ins Wageninnere. Dort saß eine dunkelhaarige Frau in einem übergroßen Sweatshirt und hatte die Arme um sich geschlungen. Sie starrte auf die Tischplatte, auf der ein leerer Block lag. »Der Notarzt hat sie stabilisiert. Er nimmt sie gleich noch mit ins Krankenhaus und behält sie eine Nacht dort. Morgen früh können wir sie befragen.«

»Hat sie sich ausgewiesen?«

»Nein, sie hatte keine Papiere bei sich. Ich habe das Kennzeichen ihres Motorrades abgefragt. Wenn sie die Halterin ist, haben wir ihren Namen: Johanna Arndt, Wohnsitz Hamburg. Aber das ist auch schon alles. Als wir hier ankamen, trug sie nur ihren BH und die Lederhose. Mit ihrem Pullover hatte sie versucht, die Blutung der Frau zu stoppen.« Sie warf Haverkorn einen langen Blick zu. »Sie braucht schnellstens eine Dusche, wenn die KTU mit ihr durch ist.«

»Dann sollen die sich beeilen.«

»Ihre Kleidung haben wir sichergestellt. Jens hat ihr ein Kapuzenshirt gegeben, das er im Wagen hatte.« Sie seufzte. »Hoffen wir, dass sie uns morgen erzählen kann, was passiert ist.«

Haverkorn stieg in den Bus und setzte sich der Zeugin gegenüber. Sie blickte nicht auf.

»Frau Arndt, ich bin Kriminalhauptkommissar Bjarne Haverkorn.«

Dunkle Strähnen fielen ihr ins blasse Gesicht. Sie sah ihn an, hielt seinem Blick einen Moment stand, bevor sie sich wieder auf das Notizbuch konzentrierte.

»Der Notarzt wird Sie ins Krankenhaus bringen. Dort bleiben Sie heute Nacht. Morgen sehen wir weiter.«

Sie schwieg.

Haverkorn lehnte sich zurück und betrachtete sie. War sie wirklich nur eine Zeugin, die zufällig in dieser Nacht hier draußen vorbeigekommen war? Schwer vorstellbar an diesem abgelegenen Ort in der Marsch. Aber wenn sie selbst die Täterin war, warum hätte sie den Notarzt verständigen und auf die Polizei warten sollen? Das machte ebenfalls keinen Sinn.

Die Frau blickte wieder auf. Dunkle Augen musterten ihn. Sie mochte Anfang bis Mitte dreißig sein. Blutspritzer trockneten auf ihrer Wange. Die Lippen formten ein paar Worte, die Haverkorn nicht verstand. Er lehnte sich zu ihr nach vorn. »Wie bitte?«

»Ich hab alles versucht«, sagte sie, »aber ich konnte sie nicht retten.«

†

Sie rennt durch die Dunkelheit. Jemand ist vor ihr, aber sie hört nur seine schnellen Schritte. Ihre Schusswaffe hält sie fest in der Hand. Lichter flackern hinter ihr auf. Sie wendet sich um. Die Kollegen sind hinter ihr. Weiter! Sie blickt nach vorn und stolpert, stürzt zu Boden. Ihre Waffe hat sie beim Fallen verloren. Panik kommt in ihr auf. Sie will aufstehen, weiterlaufen. Aber als sie in die Mündung der Waffe blickt, weiß sie, dass sie sterben wird.

Frida wachte auf. Wie jedes Mal, wenn sie im Traum mit einer Waffe bedroht wurde. Schweißnass lag sie im Bett und versuchte, ihre Emotionen in den Griff zu bekommen. Der Traum war nur ein Traum. Aber die Todesangst war echt. Sie griff nach der Wasserflasche neben ihrem Bett und trank mit großen Schlucken. Ihr Herzschlag beruhigte sich. Sie stellte die

Flasche ab, lehnte sich zurück und blieb einige Minuten mit geschlossenen Augen im Bett liegen. Wie lange sollte das so weitergehen? Wann würde sie endlich wieder durchschlafen können?

Irgendwann stand sie auf, öffnete das Fenster und sah, dass es schon wieder regnete. Die Blätter der Kastanie auf dem Hof troffen vor Nässe. Sie nahm ihr Smartphone vom Schreibtisch. Drei Anrufe in Abwesenheit und eine Mailboxnachricht wurden angezeigt. Sie wischte über das Display und sah, wer sie angerufen hatte: Jo.

Frida war überrascht. Nicht nur, dass Jo versucht hatte, sie kurz nach sieben Uhr anzurufen, sondern auch, dass sie es innerhalb von wenigen Minuten dreimal probiert hatte.

Frida hörte ihre Mailbox ab, aber mehr als ein kurzes Seufzen von Jo war darauf nicht zu hören.

Frida wählte Jos Nummer. Es klingelte mehrfach, aber sie ging nicht an ihr Handy. Frida beendete den Anruf und setzte sich aufs Bett.

Frida tippte nochmals auf Jos Nummer und ließ es länger klingeln. Was wollte sie von ihr? Sicherlich keinen Small Talk. Das war nicht ihre Art.

»Frida!« Jo klang erleichtert.

»Entschuldige! Ich habe mein Telefon nicht gehört ...«

»Du musst etwas für mich tun!«

»Okay.«

»Fahr in die Detektei, und komm dann nach Itzehoe.« Jos Stimme ließ keine Widerrede zu.

»Was ist los?«

»Eine Frau ist tot. Ich glaube, die wollen mir was anhängen!« Jo räusperte sich. »Hol bitte in der Detektei meine

Papiere. In meiner Geldbörse im Schreibtisch. Ausweis und Führerschein!«

»Wo bist du jetzt?«

»In diesem Polizeihochhaus, zehnte Etage. Sie ver hören mich gleich.«

»In der Bezirkskriminalinspektion?«

»Genau.«

»Was ist passiert?«

Jo schwieg einige Sekunden, schien zu überlegen, wo sie beginnen sollte. »Ich kann jetzt nicht reden. Hol meine Papiere und komm her, ja? Ich muss rein.«

»Klar, ich ...« Sie sah auf dem Display, dass Jo sie schon weggedrückt hatte.

Frida hatte die Freundin noch nie so aufgelöst erlebt. Zehnte Etage in der BKI, hatte sie gesagt. Dort befand sich die Mordkommission. In was war Jo da hineingeraten?

Frida stand auf, zog sich an und lief hinunter in die Küche, wo ihre Mutter Karotten putzte. »Kaffee ist noch in der Kanne!«

»Keine Zeit, ich muss los.«

»Ohne Frühstück? Was ist denn so eilig?«

»Erkläre ich dir später!« Frida lief in die Diele, nahm sich den Jeepschlüssel vom Brett und stolperte beinahe über Arthur, der sie hatte begrüßen wollen. Sie lief hinaus. Hoffentlich hatte Jo keinen Mist gebaut. *Sie wollen mir was anhängen*, hatte sie gesagt. Mit einem ungu ten Gefühl fuhr Frida vom Hof.

3

Bjarne Haverkorn blickte müde aus seinem Bürofenster im zehnten Stock der Bezirkskriminalinspektion auf die Stadtkirche St. Laurentii, die hinter den Schlieren der Regenfront verschwand. Er drückte eine Kopfschmerztablette aus dem Blister und schluckte sie mit etwas Wasser hinunter. Er war gegen fünf Uhr morgens zu Hause gewesen, hatte geduscht und sich umgezogen. Gleich würde er Johanna Arndt befragen, die er im Krankenhaus abgeholt und mit zur Mordkommission gebracht hatte.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, wo er sich völlig fehl am Platze vorkam. Das war sein Büro, und doch fühlte er sich noch immer wie ein Fremder. Er schlug die Ermittlungsakte auf. Darin lagen einige handschriftliche Notizen, der Spurenbericht und der Bericht der Schutzpolizisten, die in der Nacht vor Ort gewesen waren. Haverkorn trank einen Schluck Kaffee und las aufmerksam, welche Spuren und Erkenntnisse sie bisher hatten.

Um 22.23 Uhr war von Johanna Arndt per Handy ein Notruf an die Rettungsstelle abgesetzt worden. Sie meldete, dass sie auf einem unbewohnten Gehöft eine schwer verletzte Frau gefunden habe. Als der Rettungswagen dort eintraf, war die Verletzte bereits an den schweren Verletzungen verstorben. Der Notarzt hatte daraufhin die Polizei verständigt, denn augenscheinlich war das Opfer von einer unbekannt Person mit mehreren Messerstichen in Bauch und Brustbereich lebensgefährlich verletzt worden und laut der Zeugin innerhalb

weniger Minuten verblutet. Die Schutzpolizisten hatten das Gelände durchsucht, jedoch keine weitere Person ausfindig gemacht. Sie hatten den Hof gesichert und auf die Kollegen der Mordkommission gewartet.

Die Tatwaffe war, trotz intensiver Suche, bisher nicht im Gehöft gefunden worden. Die Suche wurde heute Morgen fortgesetzt.

Auch der Bericht der erkennungsdienstlichen Behandlung der Toten war der Akte bisher nicht beigelegt, sodass die Identität der toten Frau weiterhin ungeklärt blieb. Nach der Befragung der Zeugin würde er bei den Kollegen beim Erkennungsdienst nachhaken, beschloss Haverkorn.

Auf einem gelben Klebezettel stand in der Schrift von Klaus Behrens: »Auf dem Gehöft ist von Beamten der Schutzpolizei ein Fahrrad entdeckt worden. Die KTU hat es mitgenommen. Könnte sein, dass das Opfer am Abend damit dorthin gekommen ist. Kläre ich ab.«

Haverkorn atmete tief durch. Noch war die Akte löchrig wie ein Schweizer Käse. Die Obduktion war auf vierzehn Uhr festgesetzt worden. Vielleicht brachte diese einige Erkenntnisse zum Tathergang. Er nahm den Telefonhörer und wählte eine Nummer in Hamburg. »Moin, Torben, Bjarne hier.«

»Bjarne! Das ist ja eine Überraschung! Lange nichts von dir gehört. Wie geht's dir?«

Haverkorn seufzte leise. »Bin seit Montag wieder hier. Muss ja weitergehen. Und bei dir?«

»Immer der gleiche Wahnsinn. Manchmal frage ich mich, ob ich nicht den falschen Job habe.«

»Das frage ich mich seit dreißig Jahren«, brummte Haverkorn. »Weshalb ich anrufe: Ich habe die Leichensache von diesem Gehöft in der Marsch auf dem Tisch. Ich komme zur

Obduktion, nicht Klaus. Er musste zum Zahnarzt. Wurzelbehandlung.«

Dr. Torben Kielmann lachte ins Telefon. »Seinen Zahn hätte ich vor der Obduktion auch hier erledigen können. Eine kleine Abwechslung kann ich immer gebrauchen.«

Haverkorn schmunzelte. Er mochte den schwarzen Humor des jungen Rechtsmediziners. »Vierzehn Uhr, bleibt es dabei?«, fragte er nach.

»Ich denke schon. Komm ein paar Minuten früher, und wir trinken noch einen Kaffee zusammen.«

»Klingt gut. Aber besorg einen richtigen, nicht diesen flüssigen Asphalt, den ihr so trinkt.«

»Halb zwei in meinem Büro?«

»Wenn ich es noch finde.«

»Folge einfach dem Geruch nach gemahlenden Bohnen«, sagte Dr. Kielmann lachend.

»Gut, Torben. Ich muss Schluss machen, die Zeugin wartet.«

»Du befragst die Frau, die heute Nacht versucht hat, die Blutung zu stoppen?«

»Genau.«

Der Rechtsmediziner seufzte leise. »Es war aussichtslos. Sechs Stiche im Abdomen. Wir werden es gleich sehen, wenn ich sie öffne, aber ganz sicher wurden wichtige Organe perforiert, vielleicht sogar die Lunge. Der Täter wollte, dass sein Opfer stirbt.«

†

Der Regen ließ nach, als Frida über die Brooksbrücke in die Speicherstadt fuhr. Sie mochte dieses historische Areal. Der Freihafen und die Speicherstadt zeugten noch immer vom

unbändigen Freiheitswillen der Hamburger Kaufleute, die 1881 nach dem Zollanschlussabkommen mit dem Deutschen Reich diese kleine Enklave auf den Brookinseln errichtet hatten, um weiterhin zollfrei Waren lagern und verarbeiten zu können. Auch wenn die Lagerräume längst in Büros, Wohnungen, Restaurants und sogar Museen umgewandelt worden waren, spürte man hier noch den Hauch der Geschichte. Jos Detektei befand sich in einem der alten Speicher am Brooksfleet, einem Baudenkmal neugotischer Backsteinarchitektur.

Frida parkte den Jeep und lief am Sandtorkai entlang zur Adresse der Detektei. Sie öffnete die schwere Holztür und betrat das ehemalige Lagerhaus, dachte an Teppiche, Gewürze, Tee, Tabak und Kaffeebohnen, die hier in großen Säcken hineingetragen oder an den teils noch immer vorhandenen Seilzügen hochgezogen worden waren, um sie einzulagern.

Frida lief die ausgetretenen Stufen zum dritten »Boden« hinauf und klingelte an der Tür. Nichts passierte.

Warum hatte sie nicht vorher bei Jos Assistentin angerufen? Sie klingelte nochmals. Länger. Was, wenn sie nicht da war?

Im gegenüberliegenden Büro ging eine Tür auf. Eine Frau in Jeans und Blazer warf Frida einen ärgerlichen Blick zu. »Macht Nova wieder nicht auf?«

»Ist sie denn da?«

»Klar ist sie da. Aber wenn sie keine Lust hat, lässt sie die Leute Sturm klingeln.« Sie kam herüber und schlug mehrfach mit der flachen Hand auf die Metalltür der Detektei. »Nova, mach die Tür auf! Kundschaft!«

Ein blasses Gesicht erschien in der Tür. Jos Assistentin hatte raspelkurzes blondes Haar, Smokey Eyes und ein Lippenpiercing. Sie war kleiner, als Frida sie in Erinnerung hatte, und strahlte die drahtige Wendigkeit eines Wiesels aus.

Aber auch dessen Verschlagenheit. »Was willst du, Gitta?«, fragte sie ruhig.

Die Frau ließ sie einfach stehen. Laut fiel die Bürotür auf der anderen Seite des Ganges zu.

»Und?«, fragte Nova und lehnte sich mit verschränkten Armen in den Türrahmen.

»Hallo, ich bin Frida Paulsen! Ich war letzten Herbst schon mal hier. Jo hat mich gebeten, ihre Geldbörse abzuholen.«

Novas graublauere Augen musterten sie und unterzogen sie einer genauen Kontrolle. »Kommen Sie rein!«, sagte sie schließlich. »Sie sind doch die Polizistin, mit der meine Chefin auf dem Internat war.«

Frida nickte und folgte ihr in die Räume der Detektei.

»Nova von Lübitz.« Sie reichte ihr die Hand und fing Fridas überraschten Blick auf. »Verarmter Landadel aus Vorpommern. Aber manchmal hilft der Titel bei einer Recherche.« Novas Händedruck war bemerkenswert fest.

Sie setzte sich auf den Stuhl hinter den Empfang, wo zwei überdimensionale Monitore standen, und zündete sich eine Zigarette an. Ihr Schreibtisch sah chaotisch aus, wilde Stapel von geöffneten Akten und Computerausdrucken lagen herum, umringt von schmutzigen Kaffeetassen und einer Fischdose, die als Aschenbecher herhielt. »Hat Jo gesagt, wo sie ist? Sie hat sich seit gestern Nachmittag nicht mehr gemeldet. Ich ersticke in Arbeit, und sie geht nicht mal ans Handy.«

»Sie steckt in Schwierigkeiten, hat mich heute Morgen aus Itzehoe angerufen.«

»Itzehoe? Was macht sie denn in dem Kaff?« Nova nahm einen tiefen Zug ihrer Zigarette.

»Sagen Sie es mir! Sie war kurz angebunden. Hat mir nur gesagt, dass sie ihre Papiere nicht dabei hat und ich sie hier

abholen soll.«

Nova nickte. »Das ist wieder typisch. Wo liegen sie?«

»In ihrem Schreibtisch.«

Sie legte die brennende Zigarette in der Heringsdose ab.
»Kommen Sie!«

Frida folgte Nova in Jos Büro, das sich seit dem Herbst nicht verändert hatte. Ein heller Raum mit Blick auf den Brooksfleet, Backsteinwände, ein aufgeräumter Schreibtisch, keine überflüssigen Accessoires. Der kühle Chic, den Jo mochte und ausstrahlte.

Nova ging zum Schreibtisch und zog ein Schubfach auf. Sie kramte darin herum. »Hier sind die Papiere nicht.«

Frida zog ein anderes Schubfach heraus. Die Geldbörse lag obenauf. Schwarzes Leder. Sie nahm sie heraus.

Nova griff nach einer Akte im Schreibtisch und blätterte darin herum. »Was soll das denn?«, flüsterte sie.

Frida horchte auf. »Stimmt was nicht?«

»Diesen Fall kenne ich nicht. Dabei lege ich alle unsere Akten an.« Sie hielt ein Foto hoch und betrachtete es wortlos. Frida erkannte ein altes Reetdachhaus, bevor Nova es wieder in die Akte legte, die sie sich unter den Arm klemmte. »Haben Sie alles?«

»Ja, klar. Ich fahre nach Itzehoe und bringe Jo die Papiere. Warum hat sie nicht *Sie* angerufen?«

Nova zuckte die Schultern. »Ich kann hier nicht weg. Hab keinen Führerschein.«

»In diesem Job? Müssen Sie nicht mal raus aus dem Büro?«

»Den Außendienst erledigt normalerweise Jo. Wir haben auch ein paar Freie für alle Fälle. Ich bin die Frau für ... sagen wir, spezielle Recherchen.« Sie hielt die Hände hoch und bewegte die Finger.

Frida dachte an die beiden Monitore auf ihrem Schreibtisch und verstand. Die schnellste Recherche lief heute über das Internet.

Frida öffnete Jos Geldbörse und vergewisserte sich, dass Personalausweis und Führerschein darin waren.

Nova lehnte am Schreibtisch und knabberte an ihrem Lippenpiercing.

»Ich mache mir Sorgen um Jo. Sie hat sich verändert in den letzten Wochen.«

»Verändert?«

»Ja, sie hat sich zurückgezogen, redet kaum noch mit mir. Früher haben wir oft in der Küche zusammengesessen und über den Job gequatscht. Auch ab und an über was Privates. Aber seit einigen Wochen sehe ich sie kaum noch. Und wenn sie mal hier ist, spricht sie nicht mehr als drei Worte mit mir.«

»Vielleicht ist es nur eine Phase.«

»Ich kenne Jo schon seit ein paar Jahren. Sie hat ihre Launen, zieht sich auch mal zurück. Sie braucht ihren Freiraum, ich weiß. Aber sie hat noch nie ihr Geschäft schleifen lassen. Ich schiebe hier Nachtschichten, damit wir die Kunden nicht verprellen, und Jo tut so, als ginge sie das alles nichts an. Gestern war sie kurz hier und ist dann gleich wieder weg, um jetzt in Itzehoe aufzutauchen. Was macht sie da?«

»Ich weiß nichts Genaues. Aber sie muss eine Aussage bei der Mordkommission machen.«

Nova schüttelte langsam den Kopf. »Mordkommission?« Sie seufzte und verließ Jos Büro.

Frida folgte ihr. Die Zigarette qualmte noch immer in der Fischdose. Nova nahm sie, klopfte die Asche ab und inhalierte tief. Sie warf die blaue Akte auf den Stapel auf ihrem Schreibtisch.

»Sagen Sie Jo, wenn Sie sie sehen, dass sie mich hier hängen lässt und hinter meinem Rücken an einem Fall arbeitet, schmeckt mir überhaupt nicht!«

4

Die Zeugin war schon im Vernehmungssaal, als Haverkorn eintrat. Johanna Arndt saß bewegungslos da und blickte aus dem Fenster. Sie trug noch immer das viel zu große Kapuzenshirt, das ihr einer seiner Kollegen in der Nacht gegeben hatte. Haverkorn hatte eine gewisse Vorstellung davon, wie ihre Kleidung ausgesehen hatte, nachdem sie die stark blutende Frau medizinisch versorgt und bis zu ihrem Tod im Arm gehalten hatte.

Er setzte sich ihr gegenüber an den Tisch. »Können wir?«

Sie reagierte nicht, sah aus dem Fenster den ziehenden Wolken zu.

»Können wir mit der Befragung beginnen, Frau Arndt?« Er wartete einen Moment. »Möchten Sie etwas trinken? Wasser, Tee, Kaffee?«

Johanna Arndt schüttelte fast unmerklich den Kopf. Eine erste Reaktion. Haverkorn öffnete die Akte und schaltete das Diktiergerät ein, das auf dem Tisch lag. »Frau Arndt, ich fange mit ganz einfachen Fragen an. Können Sie mir bitte Ihre Personalien diktieren? Ausweisen konnten Sie sich ja bisher nicht.«

»Eine Freundin ...« Sie räusperte sich. »Eine Freundin bringt meine Papiere her.«

Ihre Stimme war so tief, dass Haverkorn überrascht aufblickte. »Gut. Nennen Sie mir bitte für das Protokoll Ihren vollständigen Namen und Ihre Adresse.«

»Johanna Arndt, Hamburg, Sternstraße 15.«

»Geburtsort und -datum?«

»Dreiundzwanzigster März 1985 in Aachen.«

»Danke!« Haverkorn schrieb die Angaben auf, nahm sich Zeit. »Was machen Sie beruflich?«, fragte er, mehr aus Neugier. Er musterte die junge Frau. Sie schien die gestrige Nacht bisher gut zu verkraften. Da hatte er schon ganz andere Zeugen erlebt, die hysterisch waren oder vollkommen unter Schock standen. Sie wirkte gefasst. Beinahe schon routiniert im Umgang mit der Polizei.

»Ich bin selbstständig. Ich führe eine Detektei.« Endlich sah sie ihm in die Augen. Ihr Blick war beinahe eine Spur provokant.

Nein, er war ganz und gar nicht überrascht. Das vervollständigte sein Bild. Als Detektivin hatte sie sicherlich des Öfteren Kontakt zu Behörden und zur Polizei. »Waren Sie gestern beruflich in Schleswig-Holstein unterwegs?«

»Nein.«

Er blickte auf. »Nicht?«

»Wenn ich *nein* sage, meine ich es auch«, sagte sie ruhig.

»Gut. Also privat.« Er schrieb es auf. »Bitte beschreiben Sie mir die Ereignisse des gestrigen Abends.« Er lehnte sich zurück, sah sie aufmerksam an.

Sie atmete aus. »Darf ich doch etwas zu trinken haben?«

Haverkorn wusste, was diese Gegenfrage bedeutete. Sie wollte die Gesprächsführung an sich ziehen. Gut, er würde für diesen Moment ihr Spiel mitspielen. Mal schauen, welche Taktik sie verfolgte. »Wasser?«

Sie nickte. »Danke, still bitte.«

»Dann kann ich Ihnen leider nur Leitungswasser anbieten.« Haverkorn schaltete das Diktiergerät aus und stand auf.

»Kein Problem.«

Er verließ den Besprechungsraum, um Wasser und für sich selbst einen Kaffee zu holen. Als er zurückkam, saß sie genauso da und sah aus dem Fenster. Aber täuschte er sich oder war die Akte etwas verrückt worden? Er stellte die Getränke ab, ihr Glas in die Mitte des Tisches. So musste sie sich aus ihrer Sicherheitszone in seine Richtung bewegen. Ein Signal an sie. Es würde hier nach seinen Spielregeln ablaufen.

Sie sah ihn an, ihre Mundwinkel hoben sich leicht, dann beugte sie sich über den Tisch, griff nach dem Glas und trank. Haverkorn schaltete das Diktiergerät wieder an, sprach Namen und Uhrzeit darauf.

»Frau Arndt, bitte schildern Sie mir die Ereignisse des gestrigen Abends.«

Sie stellte das Glas hart auf den Tisch und ließ sich zurück in ihre Ausgangsposition fallen. »Ich war gestern Abend mit dem Motorrad unterwegs. Aber das wissen Sie ja bereits.«

Haverkorn nickte und überkreuzte die Arme.

»Ich wollte mal den Kopf freibekommen und bin am Vormittag von Hamburg zu einer kleinen Tour aufgebrochen. Ich war den ganzen Tag in der Marsch unterwegs. Am Abend auf dem Rückweg hat mich ein Gewitter überrascht, und ich wollte mich irgendwo unterstellen. Da war dieses verlassene Gehöft, irgendwo bei Seester.«

»Wie spät war es da?«

Ihr Blick ging nach oben, sie dachte nach. »Vielleicht zweiundzwanzig Uhr, ich weiß nicht mehr genau. Ich habe nicht auf die Uhr geschaut.«

Haverkorn schrieb es auf. Auch wenn das Diktiergerät lief, hinterließ er so den Eindruck, dass er die wichtigsten Fakten

notierte. Dass sie nun schwarz auf weiß in seinem Notizbuch standen und somit nachprüfbar waren.

»Ich habe mich dort auf dem Hof unter ein Hallendach gestellt und mein Motorrad aufgebockt.« Sie drückte ihre Schultern durch, als müsse sie ihre verspannten Nackenmuskeln auflockern. Erst als sie sich zurücklehnte, sprach sie weiter. »Als ich den Helm abnahm, hörte ich ein Geräusch. Ich fand es seltsam, weil ich dachte, dass ich auf diesem verlassenem Gehöft allein wäre. Ich habe einen Moment gewartet, bis ich es wieder hörte. Ich konnte nicht zuordnen, ob der Laut von einem Mensch oder einem Tier kommt. Also habe ich den Scheinwerfer der Harley in die Richtung gedreht, wo ich es vermutete, und bin hingelaufen. Das Geräusch kam aus dem Wohnhaus. Die Tür war nur angelehnt, da bin ich rein.« Sie atmete durch, trank noch einen Schluck Wasser.

Nein, sie ist ganz und gar nicht so hart, wie sie es mir weismachen will, dachte Haverkorn. Da war ein leichtes Zittern in ihrer Stimme, als sie weitersprach.

»In der Diele lag eine Frau am Boden. Sie blutete stark ...« Sie setzte erneut das Wasserglas an ihre Lippen und trank, hielt seinem Blick stand. Das Glas war leer, als sie es abstellte.

Haverkorn stand auf, ging um den Tisch und goss ihr aus einem Krug Wasser nach. »Wie ging es weiter?«

»Die Frau war am Leben. Sie hat mich angesehen. Ich habe ihr gesagt, dass ich Hilfe rufe, und sofort den Notruf gewählt. Dann habe ich das Erste-Hilfe-Set von der Harley geholt und die Frau verbunden, so gut es ging. Aber alles war gleich durchgeblutet. Ich habe meinen Pulli ausgezogen, in Streifen gerissen und damit weitergemacht.« Johanna Arndt schwieg. Sie presste die Augen zu und öffnete sie wieder, als müsse sie die Bilder loswerden. »Aber sie war zu schwer verletzt. Ich

konnte die Blutung nicht stillen.« Sie sah Haverkorn an, wartete auf eine Erwiderung. Er schwieg und ließ sie allein mit ihren Erinnerungen. »Dann habe ich mich neben sie auf den Boden gesetzt und habe die Frau in den Armen gehalten, habe auf sie eingeredet, dass bald Hilfe kommt. Sie hat mich ganz ruhig angesehen.« Ihre Stimme flatterte. »Irgendwann ... war es vorbei.«

»Sie starb, bevor der Notarzt da war?«

»Ja.«

»Frau Arndt, Sie hätten nichts für die Frau tun können. Die Verletzungen waren zu schwer, um sie zu retten. Sie haben alles richtig gemacht!«

Ihr trauriges Lächeln ließ sie weicher wirken. Sie hatte schöne Augen. Selten hatte er eine so dunkle Iris gesehen. Diese Frau war für ihn bisher in keine Schublade zu stecken. Sie wirkte stark und auf gewisse Weise unnahbar, aber in Momenten, wenn sie sich nicht beobachtet fühlte, auch verletzlich.

»Wie ging es weiter?«, fragte Haverkorn.

»Der Notarzt kam und hat den Tod der Frau festgestellt. Er hat auch die Polizei gerufen. Einer Ihrer Kollegen hat mir etwas zum Anziehen gegeben. Er hat mich dann zu diesem Transporter gebracht, in dem Sie mit mir geredet haben.«

»Haben Sie die Frau vor gestern Nacht schon einmal gesehen?«

Ihre Antwort kam umgehend, sie schüttelte den Kopf.
»Nein.«

Haverkorn sah sie an. Diese vehemente Verneinung ließ ihn aufhorchen. Hatte sie sich die Antwort längst zurechtgelegt?
»Ganz sicher?«, hakte er nach.

»Wie gesagt, ich kannte die Frau nicht.«

»Gut, haben Sie eine andere Person auf dem Gehört bemerkt?«

»Nein, da waren nur sie und ich.«

»Dann ein Fahrzeug, das weggefahren ist? Vielleicht Motorengeräusch, Scheinwerfer ...?«

Sie dachte kurz nach. »Nein, mir ist nichts aufgefallen.«

Er schrieb es auf, ließ sich dabei Zeit. »Was mich etwas verwundert ...«, sagte er, während er weiterschrieb. »Gestern gab es tagsüber immer wieder Regenschauer. Trotzdem sind Sie zu einer Motorradtour in die Marsch aufgebrochen?«

Johanna Arndt zuckte die Schultern. »Ich fahre bei jedem Wetter mit der Harley. Ich habe gute Regenkleidung. Nur Sonntagsfahrer holen die Maschine ausschließlich bei schönem Wetter raus.«

»Wie lange fahren Sie schon Motorrad?«

Sie sah ihn überrascht an. »Seit ich achtzehn bin, warum fragen Sie?«

»Reine Neugier.« Er lächelte sie an, hatte sie mit dieser Frage für einen kleinen Moment aus der Fassung gebracht. Die Frage war völlig unwichtig gewesen, damit hatte sie nicht gerechnet.

»Wie lange waren Sie auf dem Hof, bis Sie die Frau hörten?«

»Schwer zu schätzen. Nur wenige Minuten.«

Haverkorn ließ den Stift wippen. Das was sie sagte, war alles plausibel. Dennoch hatte er das Gefühl, dass die Detektivin ihm etwas Entscheidendes verschwieg.

»Konnten Sie heute Nacht schlafen?«, fragte er.

»Tief und fest. Der Arzt im Krankenhaus hat mir ein Beruhigungsmittel gegeben.«

Es war nur ein Gefühl, er hatte diese Frage nicht geplant. Aber er stellte sie dennoch. »Das war nicht Ihre erste Tote,

oder?«

Ihr Blick gefror. »In meinem Beruf bekomme ich so einiges zu sehen«, antwortete sie ausweichend. Sie stand auf und trat ans Fenster, drehte ihm den Rücken zu. »Vielleicht hätte ich sie retten können, wenn ich sie früher gefunden hätte.«

»Wahrscheinlich nicht, Frau Arndt. Der Rechtsmediziner sagte, jede der Wunden sei tödlich gewesen.«

Johanna Arndt drehte sich wieder zu ihm. Fast schien es, dass sie ihm dankbar dafür war.

»Hat das Opfer noch etwas zu Ihnen gesagt, bevor es starb?«

»Nein!« Sie setzte sich wieder ihm gegenüber. »Die Frau konnte nichts mehr sagen, sie war zu schwer verletzt. Blut quoll aus ihrem Mund. Sie gab nur noch gurgelnde Laute von sich, als sie etwas sagen wollte. Sosehr ich mich auch bemüht habe, ich konnte nichts verstehen.«

†

Oktober 1997

»Miriam, nimm deine Tasche und trag sie hoch ins Kinderzimmer!«

Sie verdreht die Augen. »Muss das sein? Hier drinnen riecht es so muffig. Ich will hier nicht schlafen. Wann fahren wir wieder nach Hause?«

Mama wirft ihr einen strengen Blick zu. »Hör auf zu meckern und schaff die Tasche hoch! Lukas stellt sich auch nicht so an. Und er ist erst acht!«

»Ja, ja ... das Engelchen Lukas.« Sie greift die Tasche und geht die ausgetretenen Stufen nach oben. Dieser Urlaub ist die reinste Pest! Gestern Abend ist Papa nach Hause gekommen und hat erklärt, dass sie wegfahren würden. In ein Ferienhaus

an der Ostsee, sagte er und schwärmte vom herrlichen Altweibersommer, der sicherlich noch eine Weile halten werde. Eine Entschuldigung für die Schule habe er schon geschrieben.

»Ferien sind doch erst in zwei Wochen?«, rief sie erschrocken. »Dann verpasse ich ja die Klassenfahrt nach Amsterdam!«

Ihr Vater reagierte gereizt und verbot ihr weiterzureden. Der Urlaub sei fest geplant. Klassenfahrten gäbe es jedes Jahr. Ihre Mutter führte sie aus der Küche und packte hastig ein paar ihrer Sachen zusammen, während sie auf ihrem Bett lag und vor Enttäuschung heulte.

»Miri, das wird toll an der Ostsee«, hat ihre Mutter sie zu trösten versucht. »Es ist so warm. Vielleicht können wir noch baden gehen! Nach Amsterdam fahren wir nächstes Jahr alle zusammen.«

Dass es gar nicht darum ging, Amsterdam zu sehen, sagte Miriam nicht. Dass sie endlich mal ohne ihre Familie wegfahren wollte, ohne diesen Nervenzweig Lukas, der ständig an ihr dranhing. Dabei ist sie schon zwölf und hat sich seit Wochen auf die Klassenfahrt gefreut. Sie weinte sich in den Schlaf.

Gleich früh am nächsten Morgen brachen sie auf. In einem dunklen Transporter, den Miriam noch nie gesehen hat, wurden sie von einer blonden Frau abgeholt, die sie nicht kannte und die ihr Vater als »Catrin Schill, eine Freundin von uns«, vorstellte. Miriam quälte sich ein müdes »Hallo« ab und verzog sich auf die hintere Sitzbank. Sie setzte demonstrativ die Kopfhörer auf und stellte den Walkman auf maximale Lautstärke. Ihre Eltern ließen es ihr durchgehen. Sie flüsterten die ganze Fahrt mit ihrer Freundin. Selbst wenn Miriam die Kopfhörer abnahm, verstand sie nicht, was sie sagten. Lukas, dieser Spacko, schlief die ganze Zeit. Als sie die Ostsee

erreichten, wachte er auf und wollte Miriam sofort den Walkman abluchsen. Sie begannen zu rangeln, bis ihr Vater eingriff und den Walkman an sich nahm. Miriam hat für den Rest der Fahrt geschmollt.

Das ach so tolle Ferienhaus ist furchtbar alt und das Schilfdach grün von Moos. Es riecht komisch in den Räumen. Das einzig Gute ist, dass direkt hinter dem Haus der Strand anfängt. Sie ist losgelaufen, als sie aus dem Bus ausstiegen, und hat sofort erkundet, dass es eine Treppe gibt, die den Hang hinab zum Wasser führt. Mama lief ihr hinterher und packte sie grob am Arm. Sie hat zwar gelächelt, als sie zurück zum Haus gingen, aber ihre Augen blickten todernst.

Miriam wirft ihre Tasche auf das Bett und öffnet das Fenster. Sie riecht die salzige Meeresluft und hört die Möwen kreischen. Unten am Strand steht ein Angler im Wasser. Auf der anderen Seite des Wassers sieht sie Land. Sie kann Häuser erkennen. Das muss Dänemark sein. Und dahinter liegt England. Irgendwann wird sie ganz allein all diese Länder bereisen.

Gesprächsfetzen dringen an ihr Ohr. Sie beugt sich weit aus dem Fenster, über die Dachkante aus Schilf. Unter ihr stehen Mama und Catrin. Sie rauchen und flüstern aufgeregt miteinander. Papa ist nicht zu sehen. Miriam versteht nur einzelne Worte. »... nicht lange ... kümmern uns um euch ... ruhig bleiben.« Sie sieht an der Haltung ihrer Mutter, dass sie sehr angespannt ist. Und seit wann raucht sie wieder?

Miriam schließt das Fenster und sieht sich in dem verwohnten Zimmer um. Sie hat eine erste Ahnung davon, dass dies kein gewöhnlicher Ostseurlaub ist. Haben ihre Eltern Streit? Wollen sie sich etwa scheiden lassen? Ist deshalb Catrin dabei, damit sie sich nicht zanken? Irgendwas stimmt hier nicht.

Miriam setzt den Walkman auf und drückt auf Play. Kurt Cobain schreit *Smells like Teen Spirit* in ihre Ohren. Ihr Bruder erscheint an der Tür und sagt etwas. Sie dreht die Musik lauter und schließt die Augen.

5

Frida stand in Itzehoe auf dem Parkplatz eines Supermarktes und blickte seit einigen Minuten auf das Hochhaus der Bezirkskriminalinspektion. Worauf wartete sie? Fiel es ihr so schwer, hinüberzugehen und Bjarne Haverkorn gegenüberzutreten? Oder war es, weil dieses Polizeigebäude sie daran erinnerte, dass sie noch immer keine Entscheidung getroffen hatte?

Sie überquerte die Straße und spürte ihre wachsende Nervosität. Im Erdgeschoss der BKI roch es nach einem aggressiven Reinigungsmittel. Beinahe wäre sie über einen Wischmopp gestolpert, der im Weg stand. Die Putzfrau zog ihn fort und entschuldigte sich, wischte dann weiter.

Frida meldete sich an der Rezeption. Der Mann hinter der Glasscheibe telefonierte, schickte sie daraufhin in die zehnte Etage. Sie fuhr mit dem Fahrstuhl nach oben.

Ob Bjarne Haverkorn in seinem Büro war? Sie hatte ihn seit Monaten nicht mehr gesehen, hatte ein schlechtes Gewissen, dass sie sich seit Wochen nicht mehr bei ihm gemeldet hatte.

Das *Bing* des Fahrstuhls riss sie aus ihren Gedanken. Sie betrat den Flur und sah sich um. Der Geruch nach Reinigungsmitteln war hier nicht so aufdringlich wie im Erdgeschoss. Linker Hand befanden sich, wenn sie sich richtig erinnerte, Besprechungs- und Vernehmungszimmer der Mordkommission. Auf einem der Besucherstühle saß eine Frau in einem weiten Kapuzenpullover. Sie hatte die Ellenbogen

aufgestützt und das Gesicht in die Hände gelegt. Rechter Hand gingen die Türen zu den Büros der Beamten ab. Haverkorns Büro lag am Ende des Ganges.

»Frida? Endlich!«

Sie sah sich um. Die Frau im Kapuzenshirt war aufgestanden. Sie brauchte einen Moment, um Jo zu erkennen. Heute trug sie einen Pferdeschwanz. Ein paar lose Strähnen fielen ihr ins blasse Gesicht. Jo hatte immer einen elegant-lässigen Kleidungsstil bevorzugt. So wie sie heute aussah, musste etwas in ihrem Leben komplett aus den Fugen geraten sein.

Frida ging zu ihr. »Jo!«

Ihre Freundin nickte kurz, wahrte Distanz. Frida blieb vor ihr stehen. »Alles okay?«

Jo sah übermüdet aus. »Hast du meine Papiere?«

»Ja, klar.« Sie gab ihr die Geldbörse.

Sie steckte sie wortlos ein. »Danke fürs Herbringen.«

»Was ist denn eigentlich los?«

Ihre Freundin setzte sich. »Es ist alles so absurd. Die wollen mir was anhängen«, sagte sie wütend.

Frida setzte sich auf den Stuhl neben sie. »Was denn anhängen?«

»Eine Frau ist tot. Und dieser Idiot von Hauptkommissar denkt, ich war es.«

»Wurde schon ein Haftbefehl ausgestellt?«

»Nein, noch nicht. Aber er besorgt sicherlich gerade einen.« Sie sah Frida in die Augen. »Ich habe nichts mit dem Tod dieser Frau zu tun, glaubst du mir?«

»Natürlich glaube ich dir«, sagte Frida. Aber sie spürte einen Anflug von Unsicherheit. »Was ist passiert?«

Jo saß da und starrte auf die gegenüberliegende Wand. »Ich habe gestern Abend eine schwer verletzte Frau gefunden. Sie ist gestorben ...«

»War es ein Unfall?«

»Nein, sie hatte tiefe Stichwunden, muss mit einem Messer traktiert worden sein.«

»Weißt du, wer sie angegriffen hat?«

»Keine Ahnung!«, antwortete Jo unwirsch. »Soll ich denen den Täter liefern, damit ich gehen kann?« Sie stand auf. »Frida, ich muss hier raus! Fährst du mich nach Hamburg?«

Frida stand ebenfalls auf. »Jetzt warte doch mal! Das wird sich alles klären!«

»Hier klärt sich gar nichts!«, sagte ihre Freundin. »Dieser Kriminalhauptkommissar wollte nur das Protokoll abtippen und ausdrucken lassen, damit ich es unterschreiben kann. Das dauert schon viel zu lange. Ich weiß doch, was gespielt wird. Er sitzt längst beim Ermittlungsrichter und besorgt einen Haftbefehl. Und ich hocke hier und warte, dass die Handschellen klicken. Was ist, fährst du mich?«

»Lass uns warten, und alles wird sich klären.«

Jo sah sie an und schüttelte vehement den Kopf. »Nein, wenn ich erst mal in U-Haft bin, klärt sich gar nichts. Ich muss weg hier. Ich habe kooperiert, habe ihnen alles gesagt, was ich weiß. Das muss reichen.«

Frida griff nach ihrem Arm und hielt sie fest. »Geh nicht, Jo!«

Langsam drehte sie sich um und streifte Fridas Arm ab. Bevor die automatische Etagentür hinter ihr zufiel, war der Schall ihrer Schritte auf der Treppe zu hören.

Frida stand stocksteif im Gang. Ihr Herz schlug vor Aufregung. Nähe und Abweisung. Das ewige Auf und Ab

zwischen ihnen.

In diesem Moment war sie sich sicher, dass Jo bei dem Treffen im Apfelhof etwas von ihr gewollt hatte. Sie war nicht ohne Grund raus in die Marsch gekommen, hatte wissen wollen, ob Frida noch Kontakt zu ihrer alten Dienststelle hatte. Was hatte sie auf dem Herzen gehabt?

»Frida! Das ist ja eine Überraschung!« Haverkorn kam auf sie zu. Wenigstens er freute sich, sie zu sehen.

»Bjarne!« Sie schüttelte ihm die Hand. »Ich hatte gehofft, dass du da bist.«

»Leider habe ich gerade keine Zeit, aber wenn du warten kannst? Dauert nicht lange. Dann trinken wir einen Kaffee!«

»Gern!« Sie stöhnte leise. »Sag mal, wer hat bei euch den Fall auf dem Tisch, zu dem Johanna Arndt heute befragt wurde?«

Er hielt eine Akte hoch. »Ich, warum?«

Frida schluckte trocken. »Sie ist gerade gegangen.«

Haverkorns Blick verfinsterte sich. »Sie sollte noch unterschreiben.«

»Sie war als Zeugin hier?«

Er nickte. »Du kennst sie?«

»Wir kennen uns von früher, aus dem Internat. Johanna hat mich angerufen und gebeten, ihre Papiere in Hamburg zu holen.«

»Gib sie mir.«

»Sie hat sie mitgenommen.« Frida machte eine Geste, als sei ihr nichts anderes übrig geblieben. »Was ist denn passiert? Sie hat nur etwas von einer schwer verletzten Frau erzählt, die gestorben ist, und dass ihr ihr was anhängen wollt.«

»Anhängen!« Er räusperte sich und sah auf seine Uhr. »Komm, wir gehen in den Besprechungsraum! Ich koche uns

einen Kaffee. Dann erzähl ich dir alles.«

Frida hielt ihn am Arm fest. »Bjarne, hat Johanna etwas mit dem Tod dieser Frau zu tun?«

Er sah ihr länger als nötig in die Augen, schien nicht zu wissen, wie er seine Antwort formulieren soll. »Ich wünschte, ich könnte es klar verneinen. Aber ich weiß es nicht.«

†

»Willst du damit andeuten, dass Jo diese Frau umgebracht hat?« Frida lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. Sie saß mit Haverkorn am Tisch im Besprechungszimmer der Mordkommission. Ihren Kaffee hatte sie bisher nicht angerührt.

Es war ungeheuerlich, was Bjarne ihr soeben unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt hatte. Sie war Polizistin, nur deshalb konnte er überhaupt über den Fall reden. Auf Ausschmückungen hatte er verzichtet. Dennoch hatte sie zwischen seiner routinierten Berichterstattung einen Anflug von Unsicherheit gespürt. Und die Zweifel, die Jo in ihrer Befragung bei ihm gestreut hatte.

Fridas Gedanken schweiften ab. War Jo gestern Nacht wirklich zufällig auf diesen verlassenen Bauernhof gestoßen, als sie sich vor dem Unwetter in Sicherheit bringen wollte? Haverkorn hatte recht, ein seltsamer Zufall.

Aber auf der anderen Seite: warum nicht? Gestern Abend hatte es einige Gewitter in der Marsch gegeben. Warum sollte Jo lügen?

»Gehen wir mal davon aus, dass alles stimmt, was Frau Arndt sagt ...«, redete Haverkorn weiter und sah Frida an. Ihre Blicke trafen sich. »Warum ist sie dann einfach gegangen?

Warum hat sie nicht noch die paar Minuten gewartet, um das Protokoll zu unterschreiben?«

»Weil sie denkt, dass du ihr ein Tötungsverbrechen in die Schuhe schieben willst.«

»Wie kommt sie eigentlich darauf?« Er setzte lautstark seine Tasse ab. »Ich habe sie nicht als Beschuldigte, sondern als Zeugin befragt. Ich habe nicht einmal angedeutet, dass wir sie verdächtigen.«

»Ich weiß auch nicht, Bjarne. Sie war durcheinander und wütend, als ich sie auf dem Gang getroffen habe. Gestern Nacht ist eine Frau in ihren Armen verblutet. Und jetzt diese Befragung. Das war ganz schön viel.«

»Ja, natürlich.« Er wischte mit seiner Hand den Kaffeefleck vom Tisch. »Das will niemand erleben. Aber wie kommt sie darauf, dass wir sie festnehmen wollen?«

Frida seufzte. »Vielleicht war es dein Ton, oder die Art und Weise, wie du die Fragen zu den Ereignissen gestellt hast.« Ihr Zeigefinger malte Kreise auf dem Rand der Kaffeetasse. Sie war selbst überrascht gewesen von Jos Reaktion. Hätte sie sie aufhalten sollen?

Nein, Jo stellte sich keiner in den Weg. Das hatte sie im Internat lernen müssen. Frida hatte im Zusammenleben mit ihr genug Federn lassen müssen. Jo ließ sich nicht in ihre Angelegenheiten hineinreden. Wenn man das akzeptierte, konnte man mit ihr auskommen.

»Wo steht eigentlich ihr Motorrad?«, fragte Frida.

»Die Harley ist noch auf dem Gehöft. Gestern Nacht konnten wir sie nicht mehr wegschaffen. Sie wird aber heute Vormittag sichergestellt.« Haverkorn nahm einen Stift und ließ ihn zwischen zwei Fingern hüpfen. »Wie gut kennst du sie. War sie in deiner Klasse?«

Frida blickte kurz auf. »Ja, einige Kurse hatten wir zusammen.«

Er nickte und ließ den Stift weiter hüpfen.

Frida griff danach und legte ihn auf den Tisch. »Aber wir waren auch im selben Zimmer untergebracht. Es war nicht leicht, wir waren dreizehn und hatten beide was Schlimmes zu verarbeiten. Ich den Verlust meiner besten Freundin, und Jo ...«, sie atmete aus, »... hatte ihre Familie verloren. Sie sind bei einem Hausbrand ums Leben gekommen. Ihre Großeltern sind wohl nicht mit ihr klargekommen und haben sie ins Internat gesteckt.«

»Schlimme Geschichte.«

»Sie war sehr wütend damals und tieftraurig. Sie hat nie darüber gesprochen. Niemand kam an sie heran. Anfangs haben wir uns regelmäßig bis zur Weißglut getrieben. Irgendwann haben wir akzeptiert, dass wir uns dieses Zimmer teilen mussten und dass es leichter sein würde, wenn wir unser Revierverhalten aufgäben. Nach unserem Schulabschluss ist jede von uns ihrer Wege gegangen.« Sie dachte an Jo und ihr erstes Wiedersehen nach langer Zeit. »Letztes Jahr haben wir uns in Hamburg wiedergesehen. Sie hat in der Speicherstadt eine Detektei eröffnet, und ich bin zu ihr gefahren. Seither ist wieder so etwas wie eine alte Vertrautheit aufgekommen.« Sie schwieg einen Moment. »Wir waren uns so nah wie nie. Aber Jo hat nach einer Meinungsverschiedenheit nicht mehr auf meine Anrufe reagiert.«

Haverkorn gähnte verhalten und wischte sich den Schlaf aus den Augen. »Tut mir leid. War eine lange Nacht. Kaffee hilft auch nicht mehr. Ich muss gleich dem Erkennungsdienst Dampf machen, damit sie uns endlich den Bericht rüberschicken. Kann

ja nicht so ewig dauern, die Fingerabdrücke des Opfers auszuwerten. Danach geht's zur Obduktion.«

»Du steckst also wieder voll drin? Keine Nachwehen?«, fragte Frida.

Haverkorn warf ihr einen langen Blick zu. Er wusste genau, dass sie auf die Nacht anspielte, in der er ihr das Leben gerettet hatte. »Das D.I.E. hat mich entlastet.«

»Ich meine nicht das Dezernat für Interne Ermittlung.«

Er schwieg einen Moment. »Ich war ein paar Monate im Betrugsdezernat. Hat mir gutgetan, mal nichts mit Toten zu tun zu haben.«

»Und wie geht es deiner Frau?«

»Ganz gut. Manchmal denke ich, sie hat den Selbstmordversuch besser verkraftet als ich. Sie ist noch in der Klinik in Schleswig. Da blüht sie richtig auf.«

»Und du? So als Strohwitwer?«

Haverkorn schien der Themenwechsel gutzutun, er wirkte endlich entspannt. »Ach, das ist gar nicht so übel. Ich könnte mich dran gewöhnen. Und was ist mit dir? Soll ich mich nach einem Job für dich umhören? Vielleicht bekommst du meinen Stuhl, und ich kann früher in Pension gehen.«

»Diesen ausgesessenen Stuhl kannst du gern behalten. Die brauchen dich hier. Und ich weiß gar nicht, ob ich überhaupt in den Polizeidienst zurückgehe.«

»Was willst du dann machen? Obstbau betreiben?«

»Wenn es nach meinem Vater ginge, sicherlich. Er würde mir lieber heute als morgen den Hof überschreiben. Aber um einen landwirtschaftlichen Betrieb zu führen, fehlen mir Ausbildung und Leidenschaft.« Sie sah einen Moment aus dem Fenster, hing ihren Gedanken nach. »Ich habe manchmal die verrückte Idee, auf dem Hof meiner Eltern ein kleines Café zu

eröffnen.« Sie sah ihn wieder an und wartete auf seine Reaktion.
»Am Wochenende sind viele Hamburger bei uns draußen in der Marsch. Kaffee, Kuchen, vielleicht selbst gekochte Marmelade. Meine Eltern wären bestimmt glücklich, wenn ich bliebe.«

Haverkorn hob die Augenbrauen. »Klingt nach einem ... Plan.«

Frida lachte ihn offen an. »Du musst mir nichts vormachen. Du findest die Idee furchtbar.«

»Die Idee mit dem Café ist gut. Ich wäre der erste Stammgast. Dennoch, Frida, du würdest dein Talent vergeuden. Du bist eine großartige Polizistin. Und du wirst eine noch bessere Kriminalistin sein!«

Sie seufzte und trank den Kaffee aus, schaffte es nicht, ihm in die Augen zu sehen.

»Überleg es dir, und zieh keine voreiligen Schlüsse. Du hast etwas Schreckliches erlebt. Aber das wird wieder. Du bist jung, du steckst das weg. Vielleicht fragst du dich mal, wo du stehen willst, wenn du in meinem Alter bist. Willst du dann immer noch Kaffee und Kuchen in einem Marschcafé verkaufen?«

»Es gibt Schlimmeres.«

»Ich will dich gar nicht überreden. Der Polizeidienst ist kein Beruf. Er ist eine Berufung. Du musst das wirklich wollen, wirst viel Leid sehen, wenn du den Weg zur Mordkommission wählst. Aber du bist aus dem richtigen Holz geschnitzt. Du hast den Biss dafür!«

»Jetzt nicht mehr.«

Sie schwiegen einen Moment. »Meine Tür steht dir jederzeit offen«, sagte er. »Egal, wie du dich entscheidest. Ich lege beim BKI-Leiter ein gutes Wort für dich ein, wenn du hier draußen arbeiten willst. Den Wechsel von Hamburg nach Schleswig-

Holstein kriegen wir schon hin. Aber ich komme bei dir auch Kuchen essen, bis ich Speck angesetzt habe wie ein Seehund.«

»Danke, Bjarne. Ich brauche noch Zeit. Jetzt muss ich mich erst einmal um meine Freundin kümmern.«

»Sag ihr, sie soll sich kurzfristig bei mir melden. Dann vergessen wir ihren Abgang.«

6

Dieses Mal öffnete Nova sofort. Sie telefonierte mit einem Headset und gab Frida mit einer Kopfbewegung zu verstehen, dass sie hereinkommen solle.

»Ja, die Chefin ist nächste Woche wieder im Haus. Natürlich wird Ihr Auftrag zu Ihrer Zufriedenheit ausgeführt. Wie immer!« Sie hörte zu und verdrehte die Augen. »Ich melde mich, sobald wir die Auswertung Ihrer Daten und den Abschlussbericht haben.« Nervös kaute sie an ihrem Lippenpiercing und nickte. »Natürlich, Herr Brandt. Sie können sich auf uns verlassen! Schönen Tag für Sie!«

Nova drückte den Gesprächspartner weg und riss sich das Headset vom Kopf. »Das war der fünfte Mandant, der Jo sprechen wollte. Mittlerweile kann ich nur noch lügen.« Sie ließ sich auf ihren Bürostuhl fallen. »Espresso?«

»Nein danke!« Frida hatte mehrfach versucht, Jo anzurufen, aber lediglich die Mailbox erreicht. »Hat Jo sich hier gemeldet?«

»Nein, bisher nicht.« Nova sah übernachtigt aus. »Die ersten Mandanten sind schon abgesprungen.«

»Sie müssen noch ein bisschen durchhalten. Jo wird wohl ein paar Tage ausfallen. Sie hat gestern Nacht etwas Schlimmes durchgemacht.«

Nova seufzte und zündete sich eine Zigarette an. »Das ist ja nichts Neues.«

Während Frida von ihrer Begegnung mit Jo erzählte, rauchte die Assistentin und fächelte mit einer Hand den Rauch weg. Ihre Füße landeten auf dem Schreibtisch. »Aber wenn sie nur eine Zeugin ist, warum ist sie einfach abgehauen?«, fragte sie schließlich.

Frida zuckte die Schultern. »Eine Frau ist tot, und Jo musste ihr beim Sterben zusehen. Das hat sie sicher aus der Bahn geworfen.«

Nova rauchte nachdenklich. »Das ist echt Scheiße!«

»Kann ich doch einen Espresso haben?«

Novas Füße fielen auf den Boden. Sie legte die Zigarette in den provisorischen Aschenbecher und stand auf. »Klar, kommen Sie!«

Frida folgte ihr in die Büroküche. Ein helles Küchenboard mit Spüle und Espressomaschine vor der Backsteinwand, ein Tisch und drei Stühle am Fenster, das auf den Brooksfleet zeigte. Klein, aber gemütlich.

»Den Kaffee holen wir nebenan in der Kaffeerösterei«, erklärte Nova, während sie die Bohnen ins Kaffeefach füllte. »Jo hat im Winter diese italienische Maschine ersteigert. Sie meinte, unser Kaffee schmecke den Mandanten nicht. Ich fand ihn gut.«

Frida erinnerte sich an die bittere Brühe, die sie im Herbst von ihr serviert bekommen hatte. Sie überging Novas Bemerkung und setzte sich auf einen der Stühle.

Jos Assistentin stellte eine Tasse in die Maschine. Das Zischen von Wasserdampf war zu hören. Dann wurde der Espresso durch die feinen Düsen gepresst. Nova stellte Frida die Tasse Espresso hin. Die Crema sah perfekt aus.

»Milch, Zucker?«

»Weder noch.« Frida trank den Espresso, während Nova sich auch einen Kaffee zubereitete. »Wie habt ihr euch

eigentlich kennengelernt?«

Nova setzte sich zu ihr und schüttete sich aus einer Streudose Zucker in den Espresso. »Sie hat mich vor dem Knast gerettet.«

»So?«, Frida trank einen Schluck.

Nova warf ihr über die Tasse einen nachdenklichen Blick zu, sagte aber nichts.

Frida wartete ab. Entweder würde sie es erzählen oder das Thema wechseln.

»Ich war mit neunzehn in so eine Geschichte reingeraten. Habe mich in die Daten einer Anwaltsfirma gehackt. Wollte einem Freund helfen.« Sie nippte nachdenklich. »Jedenfalls dachte ich, er sei ein Freund. Er hat sich verpisst, als es brenzlig wurde, und alles abgestritten. Jo hat mich erwischt, weil ich zu schlampig gewesen war und meine Spuren im Netz nicht richtig verwischt hatte. Sie stand eines Abends neben mir im Internetcafé. Sie hat mir 'ne Cola spendiert und die Pistole auf die Brust gesetzt. Entweder würde ich für sie arbeiten und zukünftig diesen Scheiß lassen, oder mein Name stünde in ihrem Bericht und ginge an die Kanzlei und dann an die Bullen. Seitdem bin ich hier.«

»Hast du's bereit?«, fragte Frida. »Oh, sorry, das Du ist mir so rausgerutscht ...«

»Das geht klar«, sagte Nova und lächelte. »Im Gegenteil. Es war das Beste, was mir passieren konnte. Ich habe den ganzen Sumpf hinter mir gelassen, kann endlich legal im Netz recherchieren. Super Job, ehrlich!«

»Ist Jo eine gute Chefin?«

»Eigentlich schon. Manchmal ist sie etwas einsilbig, aber mit ihr kann man auf'm Kiez auch mal richtig schön abstürzen. Sie ist cool.« Sie seufzte. »Aber ich glaube, sie ist einsam.«

»Wie kommst du darauf?«

»Ja, sie hat immer mal wieder jemanden am Start, aber nichts Festes.«

»Vielleicht mag sie es lieber locker?«

»Wer will schon ewig allein sein?«

In diesem Moment stand Jo in der Küche. Unbemerkt war sie in die Detektei gekommen und warf Frida einen überraschten Blick zu. Einige Haarsträhnen waren aus ihrem Zopf gerutscht und hingen ihr ins Gesicht. Sie strich sie fahrig zurück. Noch immer trug sie das übergroße Sweatshirt, das sie von der Polizei bekommen hatte. Sie sah Nova und Frida an und wirkte in diesem Moment völlig erschöpft.

»Die Polizei ist gleich hier. Ihr habt mich nicht gesehen!« Ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie ins WC und schloss die Tür hinter sich ab.

Nova tauschte einen ungläubigen Blick mit Frida. »Was war das denn?« Es klingelte an der Tür. Nova erhob sich und ging aus der Küche.

Frida blieb sitzen und lauschte. Sollte sie Jo überreden, mit der Polizei zu sprechen? Aber was, wenn sie wieder die Nerven verlor? Das war ihr oft genug im Internat passiert, wenn man sie an die Wand gedrängt hatte, wenn sie keinen anderen Ausweg mehr sah. Frida wusste, dass Jo tiefe Narben aus ihrer Kindheit zurückbehalten hatte, die sie zu dieser harten Einzelgängerin machten. Und dass sie, in welchen Schwierigkeiten sie auch steckte, nicht um Hilfe bitten würde.

Nova kam mit zwei Schutzpolizisten zurück und gab ihr mit einem Blick zu verstehen, dass sie überfordert war.

Sie stand auf. »Polizeihauptmeisterin Frida Paulsen. Wie kann ich helfen?«

»Bretz und Haas von PK 14. Wir suchen Johanna Arndt.«

»Sie ist nicht hier.« Die Lüge kam ganz leicht über ihre Lippen. Aber sie fühlte sich furchtbar an.

»Frau Arndt hat ein Asservat von einem Tatort in Schleswig-Holstein entwendet.«

Frida stockte. »Sie hat *was?*«

»Sie hat eine Harley-Davidson entfernt, die als Beweismittel sichergestellt wurde.«

»Aber die gehört ihr doch!«, mischte Nova sich ein.

»Dennoch ist das Motorrad ein Beweisstück in einer Mordermittlung und wurde gestern beschlagnahmt.«

Frida seufzte. Dann war die Maschine noch nicht zum Verwehrplatz der Polizei verbracht worden, und Jo hatte sie sich einfach vom Gehöft geholt. Sie manövrierte sich immer tiefer in die Misere.

»Wir haben hier außerdem noch eine Vorladung für Frau Arndt. Sie soll sich morgen Vormittag in der Bezirkskriminalinspektion in Itzehoe bei Kriminalhauptkommissar Haverkorn melden. Zu Hause haben wir sie nicht angetroffen, deshalb lassen wir die Vorladung hier.« Er drückte Nova ein amtliches Schreiben in die Hand, die ein Gesicht zog, als habe man ihr einen Strafbefehl übergeben. Der Schutzpolizist legte seine Hand an die Mütze. »Wir finden allein raus.«

Jo kam aus dem WC. »Sag nichts!«, sagte sie, als sie Fridas Gesicht sah. Sie ging zum Kühlschrank, nahm einen Tetrapack Milch heraus und trank ein paar Schlucke direkt aus dem Karton. »Meine Harley da wegzuholen war eine blöde Idee, ich weiß! Ich bin so eine Idiotin!«

»Du reitest dich immer weiter in die Scheiße! Denkst du auch mal nach, bevor du etwas tust? Ich stehe hier und lüge meinen Kollegen ins Gesicht. Eigentlich hätten sie dich gleich

mitnehmen sollen!« Frida war aufgebracht, dass sie sich von Jo wieder hatte vor den Karren spannen lassen. »Du bist lediglich eine Zeugin in diesem Mordfall. Das hat mir Bjarne Haverkorn bestätigt. Aber du führst dich auf, als würden sie dich bereits per Interpol suchen.« Sie hatte gar nicht so laut werden wollen.

Jo stellte verärgert den Milchkarton ab und drängte sich an ihr vorbei. In ihrem Büro öffnete sie ein Fach ihres Schreibtisches und wühlte darin herum. »Wo ist die Akte?«, rief sie.

»Welche Akte?«, fragte Frida, die ihr gefolgt war.

»Nova!«, rief Jo laut.

Ihre Assistentin erschien im Büro.

»Wo ist die Akte, die hier drin lag?«

»Auf meinem Schreibtisch. Ich wollte sie im System anlegen.«

»Ich habe dich nicht darum gebeten«, sagte Jo und ging an ihr vorbei.

Nova verdrehte die Augen. Dicke Luft in der Detektei. Dabei war Jo erst seit einigen Minuten hier. Frida folgte Nova zu ihrem Schreibtisch. Dort fingerte Jo in den Papieren herum. Akten und Papiere fielen auf den Boden, sie fluchte.

»Hier ist sie.« Nova zog die gesuchten Unterlagen von einem Stapel und drückte sie Jo in die Hand. »Vielleicht sagst du mir mal, was mit diesem Fall ist. Soll ich nicht zuerst die Kundenstammdaten anlegen?«

»Kümmere dich um deine Fälle, Nova. Und räum endlich deinen Schreibtisch auf! Hier sieht es aus wie auf der Müllkippe!«

Nova ging in die Küche und warf die Tür hinter sich zu.

»Du tust ihr unrecht«, sagte Frida. »Sie hat einige Nachtschichten eingelegt, um das Geschäft am Laufen zu halten.

Vielleicht sollten wir alle mal durchatmen.«

Jo drehte sich um. Ihr Gesicht war noch blasser als am Vormittag in Itzehoe. Sie sah vollkommen erledigt aus. »Ich habe keine Zeit zum Durchatmen. Ich stecke in riesigen Schwierigkeiten.«

»Rede mit mir!«, forderte Frida sie auf. »Lass uns in dein Büro gehen und nachdenken, was wir tun können.«

Jo wischte sich mit den Händen über die Augen, als könnte sie so ihre Müdigkeit loswerden. »Ich bin heute Morgen in einem Albtraum aufgewacht.« Sie atmete tief durch. »Frida, ich weiß, dass du und Nova mir helfen wollt. Aber ich muss erst mal den Kopf freibekommen. Ich weiß nicht, was ich denken soll. Und wem ich noch vertrauen kann.« Sie nahm einen Rucksack aus dem Schrank und steckte die Akte hinein. Schließlich zog sie sich das übergroße Sweatshirt über den Kopf und warf es in den Papierkorb neben Novas Schreibtisch. »Entschuldige meinen Abgang vorhin. Aber ich musste da weg.« Jo streifte sich einen schwarzen Pullover über, den sie mit einer Bikerjacke aus dem Schrank genommen hatte.

»Jo, mach keinen Scheiß! Melde dich bei Bjarne Haverkorn und entschuldige dich! Er hat mir gesagt, dass er deinen Abgang dann vergisst.«

»Das bringt gar nichts, glaub mir. Der will doch nur diesen Fall schließen und schnell einen Täter präsentieren.«

»Das ist totaler Quatsch! Haverkorn ist einer von den Guten.«

Jo sah sie resigniert an. »Das ist klar, dass du das so siehst. Du bist auch nur ein Bulle, Frida. Auch wenn du gerade nicht im Dienst bist.« Flüchtig umarmte sie Frida, zog die Lederjacke über, warf sich den Rucksack über eine Schulter und ging zur Tür. »Vertrau mir! Ich habe diese Frau nicht umgebracht. Und

ich werde es beweisen.« Sie ging hinaus, ohne Fridas Antwort abzuwarten.

Du möchtest mehr über »Bluthaus« erfahren? Werde Teil unserer großen Online-Community und erfahre mehr über Romy Fölck, Frida Paulsen und Jo.



Willst Du wissen wie es weitergeht? Dann bestell Dir gleich die vollständige eBook-Ausgabe von »Bluthaus«!

Romy Fölck über ihren Kriminalroman *Bluthaus*

Romy Fölck, 1974 in Meißen geboren, studierte Jura in Dresden. Zehn Jahre lang arbeitete sie in einem großen Unternehmen in der Wirtschaft. Daneben fing sie 2006 an zu schreiben und veröffentlichte in den folgenden Jahren zahlreiche Kurzkrimis. Mittlerweile hat sie ihren Schreibtischjob komplett aufgegeben und sich ganz dem Schreiben gewidmet. Sie lebt als freie Schriftstellerin in der Elbmarsch, nicht weit von Hamburg entfernt. Dort spielt auch ihr neuer Kriminalroman *Bluthaus*.

Ende September 2018 erscheint mit *Bluthaus* bereits der zweite Teil ihrer Krimiserie um die Polizistin Frida Paulsen und den Kriminalhauptkommissar Bjarne Haverkorn. Wie ist die Idee zum Buch entstanden?

Die Idee für den Roman entstand, als ich noch am Vorgänger *Totenweg* arbeitete. Ich wollte gern eine interessante Nebenfigur im nächsten Band in den Fokus rücken und dies mit einem ganz speziellen Thema der Polizeiarbeit verbinden, was mich seit Jahren sehr interessiert.

Was macht die besondere Beziehung Ihres Ermittlerduos aus? Wie entwickelt sich diese im

zweiten Teil weiter?

Frida Paulsen und Bjarne Haverkorn mögen und schätzen sich, nachdem sie viel zu lange gebraucht haben, sich endlich zu vertrauen. Kriminalhauptkommissar Haverkorn erkennt Fridas Potential, eine gute Kriminalistin zu werden. Sie selbst strauchelt jedoch und weiß plötzlich nicht mehr, ob sie überhaupt zur Polizei zurückkehren möchte. Aber Haverkorn als väterlicher Freund steht ihr bei ihrer Entscheidung zur Seite.

Die Detektivin Johanna »Jo« Arndt hatte in *Totenweg* nur eine kleine Nebenrolle. Was hat Sie dazu veranlasst, der Figur in diesem Teil mehr Platz zu geben?

Jo war in *Totenweg* nur ein kleiner Part zgedacht. Aber wie das manchmal beim Schreiben ist, eine Figur entwickelt sich und wird plötzlich größer und interessanter als gedacht. Sie hat mich schon bei der Arbeit am ersten Band sehr fasziniert. Auch von Lesern wurde ich immer wieder auf Jo angesprochen und gefragt, ob sie noch einmal eine größere Rolle in der Reihe spielen wird. Spätestens da war klar, dass ich sie im nächsten Band stärker einbinden und entwickeln muss.

Was zeichnet Jo Arndt als Mensch aus?

Nun, Jo ist nicht durchweg sympathisch. Sie ist eine zerrissene Persönlichkeit, stark und verletzlich zugleich. Etwas Dunkles und Geheimnisvolles umweht sie. Sie hat als Kind einen großen Verlust erlitten. Seitdem vertraut sie nur sich selbst und kann sich schwer emotional binden. Dennoch ist sie loyal und steht für Schwächere ein.

Was ist das Besondere an Ihren Krimis?

Meine Reihe um Frida Paulsen und Bjarne Haverkorn wird sich insbesondere ungeklärten Altfällen, sogenannten »Cold Cases«, widmen, in denen die beiden ermitteln und die mich selbst beim Schreiben sehr inspirieren. Und sie sind ein recht gegensätzliches Ermittlerteam, was natürlich Spannungen verursacht.

Was ist Ihr innerer Antrieb, Kriminalromane zu schreiben?

Ich liebe es, alte und neue Kriminalfälle miteinander zu verknüpfen. Ungeklärte Morde oder vor Jahren verschwundene Menschen faszinieren mich auch im wirklichen Leben. Solche Themen treiben mich an. Daraus entstehen meine Ideen für diese Krimireihe.

Wie haben Sie für das Buch recherchiert?

Ich habe mich intensiv mit meinen Schauplätzen beschäftigt. Außerdem habe ich mich von verschiedenen Polizisten, einer Rechtsmedizinerin aus Dänemark und einem befreundeten Arzt beraten lassen.

Sie haben lange Zeit in Dresden und Leipzig gelebt und sind vor einigen Jahren in die Elbmarsch gezogen. Wie hat es Sie in den Norden verschlagen?

Ich bin der Liebe wegen in den Norden gezogen. Aber auch mein Vater ist im Norden geboren, ob Sie es glauben oder nicht – auf einem Krabbenkutter in der Nordsee.

Seine ersten Lebensjahre hat er in Greetsiel verbracht. Vielleicht fühle ich mich deshalb hier im Norden so heimisch.

Was hat Sie dazu veranlasst, die Elbmarsch in der Nähe von Hamburg als Schauplatz für Ihre Reihe zu wählen?

Ich lebe seit fünf Jahren in der Elbmarsch. Als ich hierherzog, habe ich mich sofort in diesen Landstrich an der Elbe verliebt. Im Frühjahr/ Sommer ist es idyllisch hier. Ich genieße das flache, nordische Land mit den Schafen auf den Deichen, den rustikalen Reetdachhäusern, der immensen Vogelvielfalt der Marsch. Und natürlich mag ich die Menschen, die hier leben. Aber im Herbst/Winter, wenn die Herbststürme, Nebel und Regentage die Marsch heimsuchen, herrscht hier oft eine düstere Atmosphäre, die perfekt für ein Krimisetting ist.

Neben der Elbmarsch spielt Ihr neuer Kriminalroman auch auf der Ostseehalbinsel Holnis. Warum ausgerechnet dort?

Ich habe bei meiner Recherche einen Ort gesucht, der einen zweideutigen Namen hat und an dem mein *Bluthaus* stehen könnte. Dadurch bin ich – wirklich eher zufällig – auf Holnis gestoßen. Ich bin hingefahren und war sofort verliebt in die Halbinsel. Sie hat eine teils schaurig-schöne Atmosphäre. Perfekt für den Roman!

In *Totenweg* drehte sich alles um das zentrale Thema Familie und die besonderen Schwierigkeiten der Apfelhofbesitzer in der Elbmarsch. Mit welchen Erzählthemen beschäftigen Sie sich in *Bluthaus*?

Dieses Mal schreibe ich über das Thema Freundschaft sowie ein faszinierendes, aber durchaus polarisierendes Thema der Polizeiarbeit, das mich seit Jahren interessiert. Wenn ich dieses hier verraten würde, würde ich dem Roman vorgreifen und die Spannung wäre dahin.

Wie dürfen wir uns Ihre Arbeitsweise vorstellen? Lieber akkurat durchplanen oder erstmal drauflos schreiben?

Ich habe von einem erfahrenen Autorenkollegen gelernt, wie wichtig ein guter Plan für einen Roman und für die Schreibarbeit ist. Ich würde gern sofort losschreiben, wenn die Kernidee da ist. Aber Exposé und Treatment sind mein Handwerkszeug. Je besser der Plan ist, desto besser ist am Ende das Ergebnis. Natürlich habe ich auch beim Schreiben spontane Ideen, die ebenfalls einfließen, jedoch den Plot nicht mehr über den Haufen werfen dürfen.

Zu welchen Krimiautoren greifen Sie privat gerne?

Ich liebe die *Harry-Hole*-Reihe von Jo Nesbø, die *Max-Wolfe*-Romane von Tony Parsons und die Thriller von Jean-Christophe Grangé. Mich begeistern deutsche AutorInnen, wie Gisa Klönne, Elisabeth Herrmann, Angélique Mund und Norbert Horst. Aber natürlich lese ich neben Krimis auch gern Romane, wie die von Andreas Izquierdo oder Dörte Hansen.

Früher traf ein Autor seine Leser höchstens bei Lesungen oder auf Buchmessen, heute bekommen Sie unmittelbar und direkt ein Feedback über die sozialen Netzwerke. Wie gehen Sie damit um?

Ich finde es wunderbar, dass es die sozialen Netzwerke gibt. So kann ich jederzeit mit Lesern kommunizieren. Denn der Schreibjob ist sehr einsam. Da ist es großartig, den Kontakt »nach draußen« zu haben und schnell Rückmeldungen zu bekommen, wenn ein neuer Roman erscheint.

Inwieweit haben Sie beim Schreiben auch den Leser im Blick?

Ich schreibe über Themen, die mich selbst interessieren, über Figuren, die ich spannend finde und die bei mir Emotionen erzeugen. Ich denke dabei nicht an die Leser, hoffe aber, dass ich eine große Leserschaft mit meinen Geschichten erreiche.

Können bzw. dürfen Sie uns schon verraten, ob es weitere Bände Ihrer Krimireihe um das Ermittlerteam Frida Paulsen und Bjarne Haverkorn geben wird?

Es geht natürlich weiter mit den beiden! An Band 3 der Reihe schreibe ich momentan, Band 4 ist konzeptionell geplant. Und erste Ideen für Band 5 schweben mir schon vor.